

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

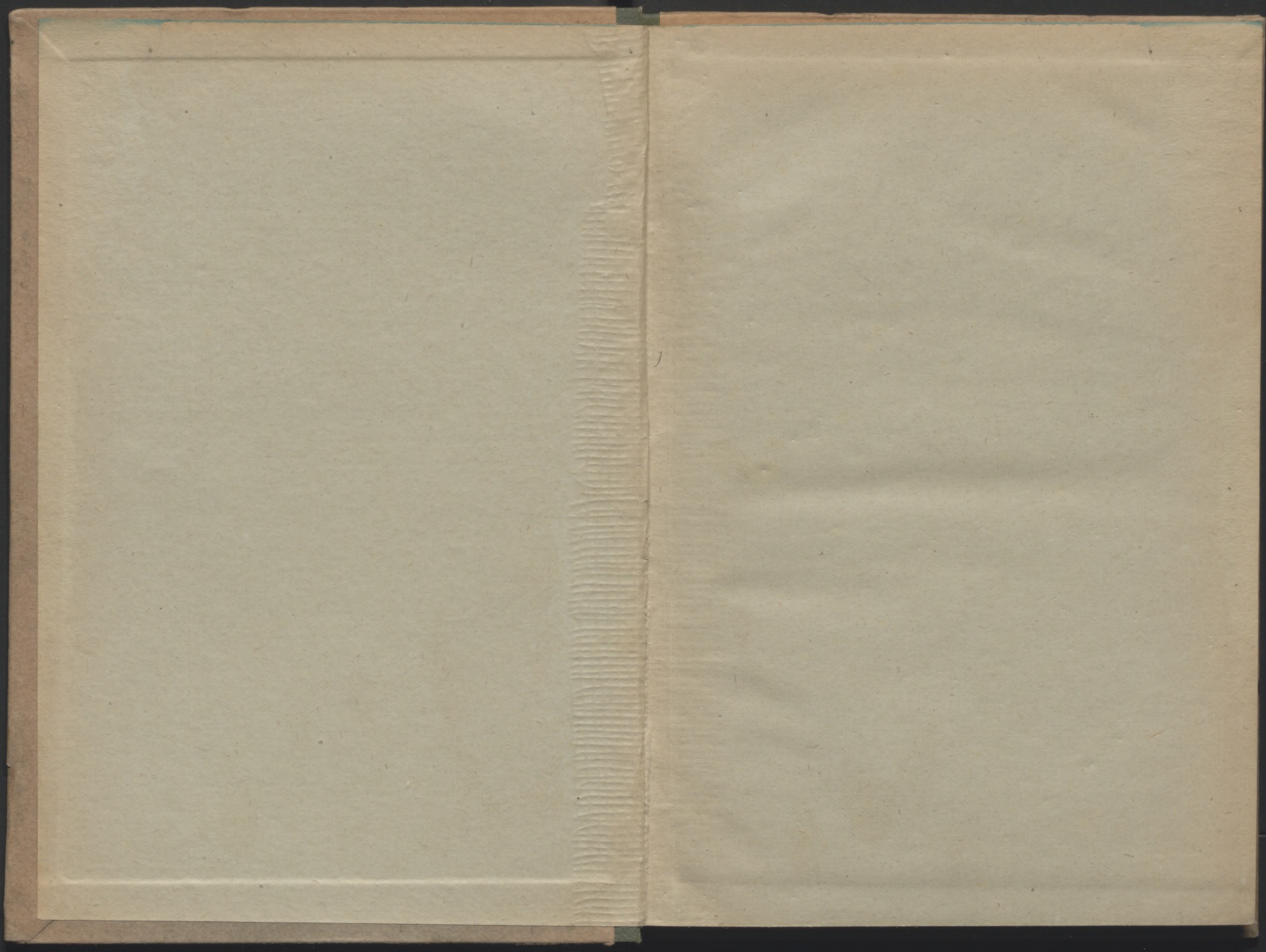
137263

II

Medea in vita

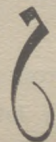
Eine altlivländische Erzählung aus der
Zeit des großen Estenaufstandes 1343
von John Siebert





Stledia in vita

Eine altlivländische Erzählung aus der
Zeit des großen Estenaufstandes 1343
von John Siebert



Reval 1922
Verlag Franz Kluge

B



Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Copyright by John Siebert.

137.263
II

~~K 4257/44~~

~~1944 K 548~~

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Kapitel:	
Blaudern und Erleben	1
Zweites Kapitel:	
Strandrecht	16
Drittes Kapitel:	
Der Eskobauer	34
Viertes Kapitel:	
Laßt uns essen und trinken	51
Fünftes Kapitel:	
Entwicklungen und Verwicklungen	86
Sechstes Kapitel:	
Vater und Sohn	107
Siebentes Kapitel:	
Kampf und Tod	124
Achtes Kapitel:	
Heimatlos	155

Plaudern und Erleben.

Estland entbehrt keineswegs eines jeden Schmuckes. Nicht nur die Wälder und stillen Landseen sind es allein, auch nicht die Heide ist's nur, die das Auge des Naturfreundes ergötzt, sondern vor allen Dingen ist's der Glint, jener Bergesrücken am Meeresstrande, der hübsche, zum Teil romantische Partien bildet, so daß jetzt der estländische Strand im Sommer viel besucht wird.

In der Zeit freilich, in welcher unsere Geschichte spielt, kannte man noch nicht die erst jetzt rege gewordene Wanderlust, damals lebte man noch ruhig auf seiner Scholle und schaute — mag sein — auch gleichgültiger auf die Mutter Natur.

An unseren estländischen Strand will ich den Leser führen, und zwar in das Gehöfte eines estnischen Bauern, das zwischen Meer und Glint am Ufer eines jener vielen Bäche lag, die im Laufe der Jahrtausende sich ihr tiefes Bett in den Glint gegraben haben und nun, rauschend und über Steine hüpfend, dem Meere zustreben.

Ein schmuckloses Anwesen im allgemeinen und besonders: ein kleines, strohgedecktes Wohnhaus, ohne

Schornstein, mit winzigen Fensterchen und einigen Nebengebäuden für Vieh und Fasel; das Ganze mit einem Zaun umgeben, bestehend aus dem Glinte entnommenen Fliesen.

Aber es war ja auch das Jahr 1343, eine Zeit also, auf die wir heutigen, hochkultivierten Europäer mit einem Gefühl, gemischt aus Mitleid und Dünkel, herabzusehen pflegen.

Freilich, freilich! Aber ob die Menschenherzen trotz alledem so wesentlich anders als heute gestaltet waren?

Auch diese Frage will ich in meiner Erzählung zu beantworten suchen . . .

Ein milder Frühlingsabend gegen Ende März. Die Sträucher hatten schon kleine Blättchen angefekt, und hier und da schimmerte es verheißungsvoll aus Birke, Weide und Erle. Auch die Stare waren schon da, trieben sich aber nur schwatzend und pfeifend allenthalben herum. Ans Bauen und Brüten dachte noch kein vernünftiger Vogel. Und dennoch war's Frühling.

Dieser Ansicht schien auch eine Mädchenschar zu sein, die sich vor dem eingangs geschilderten Gehöfte versammelt hatte.

Sie waren zu Salme, der Tochter des Eskobauers gekommen, um hier ein Plauderstündchen zu verbringen. Es waren das stramme, nicht üble Jungfrauen, die sich auf dem Grase gelagert hatten. Lebenslustig und gesund schienen alle zu sein, wenn auch von einer größeren Schönheit nicht geredet werden konnte, ist doch der echte finnische Typus, nach den Begriffen eines Westeuropäers wenigstens, kein schöner. Das pechschwarze Haar, die hervorstehenden Backenknochen und die, wenn

auch nur ein wenig geschlitzten Augen, ließen die mongolische Abstammung unschwer erkennen. Aber jung waren sie alle wie der sie umgebende Frühling.

Wesentlich stach von ihnen Salme, die Haus-tochter, ab; äußerlich und innerlich.

Sie verkörperte jene glückliche Mischung germanischen und estnischen Blutes und war von Angesicht eine schöne Dirne. Das dunkelblonde Haar stimmte ausgezeichnet zu den schönen, blauen Augen, und selbst die spitzen, hervorstehenden Backenknochen waren um ein bedeutendes gemildert, auch überragte ihr schlanker Wuchs den der Freundinnen um ein gutes Stück.

In einem aber glichen sich die Jungfrauen alle: ihre Hände zeugten von schwerer, schwerer Arbeit, denn die Bauerndirnen hatten es damals wahrlich nicht leicht. Harte Arbeit galt's zu Hause zu verrichten, harte Arbeit gab's auf den Feldern der deutschen Herren, die sich rings im Lande, in festen Häusern wohnend, niedergelassen hatten. . .

Wir sagten, daß sich Salme auch innerlich von ihren Altersgenossinnen unterschied, was sich auf den ersten Blick allerdings nur in ihrem stillen Benehmen äußerte. Während die anderen lachten und plauderten, war sie schweigsam und schien am stillen Miterleben des fremden Frohsinns sich genügen zu lassen.

Solche Menschen gibt es überall. Dem tieferen Beobachter fallen sie angenehm auf.

Es sind das die Charaktere, die sich nie und nimmer vordrängen, die, falls es Männer sind, nur ungern Reden halten, ungern führende Stellungen einnehmen, in ihren Bewegungen niemals auffallen, nie

schlecht über andere Menschen urteilen und keinem in den Weg treten — falls es aber Frauen sind, erst recht bescheiden und ruhig sich geben, durch einen Blick ihres Auges, einen Druck ihrer Hand, ein freundliches Lächeln, ein Neigen des Hauptes mehr erreichen, als durch einen noch so schön klingenden Wortschwall. Dabei brauchen sie durchaus nicht das, was man heutzutage gebildet nennt, zu sein. Es ist das eine Gabe der gütigen Vorsehung, die oft auch in das einfachste und darum eben auch natürlichste Menschenherz diesen Schatz versenkt hat, und sie weiß es wohl warum.

So war Salme.

Mag sein, daß diese Eigenschaft eine Folge der Blutmischung war, eine Folge der Erziehung war sie jedenfalls nicht, schon deshalb nicht, weil es damals noch gar keine Erziehung gab.

In einem Bauerngehöft glich ein Tag dem andren. Arbeit füllte ihn aus, vom Morgen bis zum Abend, und nur spärlich war trotzdem der Ertrag, denn sandig und steinig war der Boden; erntete man das achte Korn, so war's schon viel, obgleich die Deutschen den Holzpflug der Einheimischen durch einen eisernen ersetzt hatten und auch mit Rat und Tat einsprangen, denn mehr verstanden sie schon, das mußte auch der Haß zugeben.

Aber ob nicht diese Arbeit an und für sich eine gute Erzieherin war?

Lesen und Schreiben konnte so gut wie niemand, und von einer Schule war überhaupt noch keine Rede. Getauft waren die meisten Esten allerdings schon worden, aber die Vertreter des wahren, alleinselig-

machenden Glaubens waren bisher noch nicht an eine geregelte Unterweisung der Getauften geschritten. Sehr tief saß das Christentum also noch im Lande.

Ram noch etwas hinzu, was Salme bei ihren Altersgenossinnen so allgemein beliebt machte: sie erzählte so gut, wie keine andre, Märchen und Sagen des estnischen Volkes.

Das war ihr das liebste von allem.

Hier konnte sie so recht mit ihrem ganzen Herzen dabei sein, denn Salme liebte ihr Volk, ihr estnisches Volk. Sie hatte die Ueberzeugung, daß die Seele des Volkes sich am unmittelbarsten in den Sagen und Märchen spiegelt, und deshalb nahm sie mit offener Seele alles auf, was sie hierüber erfahren konnte. Sie suchte, so oft es anging, die alten Leute der Umgegend auf und war nicht müde, ihren Erzählungen zu lauschen. Zu Hause wiederholte sie das eben Gehörte und bewahrte es in treuem Gedächtnis. Wo sich Lücken, Mängel oder gar Fehler zeigten, da ergänzte und verbesserte sie, denn sie hatte eine lebhaftere Phantasie und eine nicht unbedeutende Gestaltungsgabe.

Und nun betrachten wir uns die andren Mädchen.

Kadri, die Viehmagd aus dem Herrenhause, das man vom Eslogesinde aus deutlich am Waldrande sehen konnte, Linda, die Tochter des Strandbauers, und Anna, die Tochter des Waldbauers, waren es, die an diesem Frühlingsabende zusammensaßen. Sie waren alle mit übervollen Herzen gekommen, um Salme ihre Angelegenheiten anzuvertrauen. Wenn irgendwie, so konnten sie hier Rat und Hilfe erhoffen, Salme

verstand es immer noch, den Karren aus dem Graben zu ziehen.

Unter der alten Linde vor dem Hause saßen sie und huben an, ihr Garn zu spinnen.

Ein gar lustiges Geplauder war's über das Allergewöhnlichste, oft sprachen zwei zumal, und nur Salme saß still, aber nicht teilnahmslos in ihrer Mitte.

Als eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, faßte sich Kadri, als erste, ein Herz und klagte: Der alte Herr, bei Veibe nicht der junge, stelle ihr nach und lasse ihr keine Ruhe; stets verfolge er sie mit seinen Anträgen, und sie wisse gar nicht, wohin das führen könne und was sie dem entgegensetzen solle.

Alles dieses aber erzählte sie nicht im Tone einer Unglücklichen, sondern vielmehr wie eine, die mit einem drohenden Verhängnis zu spielen geneigt ist und die ihre Erlebnisse gern erzählt, um Mitleid und Furcht zu erwecken.

Salme durchschaute sie und fertigte sie kurz ab. Kadri verstand sie wohl, spielte aber dennoch die Beleidigte und schmollte. Die andren hatten Kadris Mitteilungen teilnahmslos angehört; sie wollten ihre eigenen Sorgen ohne Gegenwart dritter Personen der von ihnen erwählten Schiedsrichterin anvertrauen.

Nun ergriff Linda, die Tochter des Strandbauers, das Wort. Das war ein lustiges Geschöpf und immer aufgelegt zu Spiel und Scherz.

Es hieß, daß sie besser als mancher Mann zu rudern und zu segeln verstände. Auf ihrem frischen Antlitz lag es wie Meeresleuchten. Was konnte sie dafür, daß ihre Stimme schrill wie Mönenschrei klang! Ihr Herz

war gesund und rein. Sie bat Salme: „Nun erzähl' uns ein neues Märchen!“ Die anderen stimmten ihr bei. Aber Salme schien heute nicht aufgelegt zu sein, denn sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Das hilft nichts, du mußt“, sagte Linda, und Anna, des Waldbauers Tochter, die ihrer Schüchternheit wegen nur dann erst sprach, wenn alle anderen geredet hatten, schloß sich ihr bittend an. Nun griff Kadri, die Viehmagd, ins Wort ein. Sie wollte sich für den erhaltenen Verweis rächen, darum sollten ihre Worte verletzen: „Laßt sie doch, wahrscheinlich kennt Salme keine neuen Märchen mehr und mit den alten kann sie nicht mehr kommen!“

„O, du Ruhmagd, du dumme!“ rief Linda erregt, weil du selbst nichts weißt, glaubst du's auch von den anderen! Aber Salme hat 'n Kopf, die weiß mehr als sechs deines Schlags.“

Anna strich bittend Salmes Hand und Linda sah ihr grad' ins Gesicht und rief: „Nun aber los!“

Salme lachte: „Gern tu ich's, obgleich ich heute nicht gut erzähle!“

Grad' als sie beginnen wollte, kam die Mutter mit Milch, Schwarzbrot und Honig aus dem Hause; sie übergab Salme die Speisen und ging ins Haus zurück. Die Wirtin mochte Ende der Dreißig sein und sie konnte auch heute noch für schön gelten. Auffallend war die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter in Wuchs und Formen.

Als die Mädchen sich an Speise und Trank gelabt hatten, legten sie die hölzernen Behälter beiseite und blickten Salme verlangend an.

„Wer von euch weiß, wer Widewik ist?“

Niemand schien es zu wissen. Sie schwiegen alle.

„Sag's, sag's!“ kreischte Linda und klatschte in die Hände. Und da erzählte Salme:

„Zu Koit und Hämariß gefellte sich Widewik als dritte, gleich den beiden anderen Altvaters schnelle Dienerin. Sie besorgte mit ihnen Altvaters Haushalt und kehrte einst zur Zeit des Sonnenuntergangs mit ihren Zugtieren vom Felde heim und führte die Tiere an den Bach zur Tränke. Nun sollen viele Mädchen, besonders die hübschen, ihr Antlitz gerne im Wasser beschauen und sich ihrer eigenen Schönheit freuen. Widewik tat es auch und konnte sich nicht satt sehen an ihrem Spiegelbilde. Das aber sah auch der Mond, der auf Altvaters Befehl mit seinem Lichte die warme Nacht erhellte und vergaß sein Amt, eilte liebevoll herab und schmiegte sich an Widewik, bei der er die ganze Nacht Mund an Mund und Lippe an Lippe ruhte. Dadurch aber vernachlässigte er sein Amt.

Finsternis bedeckte die Erde und alle Lichter erloschen.

Das benutzte der Wolf, das böse Waldtier, warf sich auf einen der Stiere und zerriß ihn.

Wohl warnte die Nachtigall den Pflichtvergessenen und sang die ganze Nacht ihr:

„Faule Maid, faule Maid, lang ist die Nacht!
Schwarzstreifiger in die Furche, in die Furche! Bring
die Peitsche, bringt die Peitsche, schwipp, schwipp,
schwipp!“

Aber vergebens erklang die Stimme der Warnerin, die Liebenden vernahmen sie nicht.

Erst als Koit seinen Morgendienst begann, erwachten die Liebenden, aber da war es schon zu spät.

Das Zugtier lag zerrissen vor ihnen, und der Wolf hatte sich längst im Walde versteckt.

Was halfen den Unglücklichen ihre Tränen!

Aber Altvater, der alles sieht, hatte auch des Mädchens Reue erkannt.

Er kam vom hohen Himmel hernieder und sprach zu Widewik:

„Da der Mond dich durch seine Liebe bestrikt hat, so will ich dir vergeben; du kannst den Freier zum Gatten erhalten, denn ich beschirme die treue Liebe. Aber ich verlange von dir, Widewik, in Zukunft treuen Dienst; Sorge dafür, daß der Mond zur Zeit seinen Lauf beginne, damit der böse Feind nicht wieder die Finsternis benutze!“

So wurde Widewik des Mondes Weib und noch heute sehen wir ihr freundliches Antlitz auf den Spiegel des Baches hernieder schauen, wo sie zum erstenmal mit dem Monde gekost.

Den Wolf aber strafte Altvater hart. Er sperrte ihn hoch am Himmel neben den Stier ins Joß, damit er dort, getrieben von der eisernen Rute des Polarsternes, in Ewigkeit Wasser schleppe!“

Die Zuhörerinnen waren durch diese Erzählung sichtbar ergriffen, denn als Salme schwieg, herrschte Stille.

Kadri hatte tellergroße Augen aufgesetzt und starrte Salme an.

„Das ist eine feine Geschichte“, stieß Linda hervor und Anna sagte schüchtern:

„Wie schwer haben es dafür Koit und Hämarrif.“

„Dem Wolf hat's Urvater gut gegeben“, meinte Kadri.

Aber noch andere Märchen erzählte sie ihnen, so die Geschichte von der Erschaffung des Wolfes durch den Teufel, und wie dieser dennoch nicht ohne Urvaters Hilfe, der ihm den Geist einhauchen mußte, auskommen konnte; dann die Geschichte vom Wolfe, wie er einem Weibe beim Gewitter gegen den Teufel beigestanden; dann Wanemuines Abschiedsgefang und noch andres mehr.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als die Mädchen sich von Salme verabschiedeten.

Kadri lief querfeldein ihrem Diensthause zu, wo ihr neue Nachstellungen und neue Arbeit sicher waren; sie hatte es eilig, denn die Besperglode des Gutes erklang bereits zum Zeichen, daß die Abendarbeit begonnen hatte.

Vinda nahm Salme auf einen Augenblick beiseite und sprudelte ihr mit ihrer scharfen Stimme hastig ins Ohr:

„Der Michel hat mir 'n Antrag gemacht, und jetzt hör' ich, daß er einer anderen nachgeht, aber ich leucht' ihm heim; erwisch' ich ihn, dann gibt's 'n Maulschell, daß ihm die Luft zum H . . . rausfährt! So 'n Saubub!“ Und weg war sie.

Geblichen war nur Anna, des Waldbauers stilles Töchterlein, zwar stark und groß von Körper, aber bescheiden und still an Geist.

Salme hatte diese stille Jungfrau besonders in ihr Herz geschlossen. Deshalb nahm sie sich vor, die Anna ein Stück Weges zu begleiten.

Der Weg aus ihrem Gehöft führte zuerst dem hohen Ufer des Baches entlang, und gar lieblich war der Ausblick ins Tal. „Thüringer Land“, so hatte einmal ein fremder Deutscher gesagt, der auf dem Herrenhause zu Gaste weilte, „ganz Thüringer Land!“

Und wahrlich! Ein Zauber ruhte auf Fluß und Tal, der Wassermühle tief unten im Grunde, den anmutigen Hügeln und den alten Birken, den Schwarzellern und Kiefern hoch oben auf steilem Ufer.

Die beiden Mädchen wechselten im Gehen kein Wort miteinander; sie hatten sich die Hände gereicht und gingen stumm ihres Weges. Als sie den Glint erstiegen hatten, breitete sich vor ihnen eine Heidelandschaft aus, die in einiger Entfernung von einem Walde begrenzt war, in dem der Hof von Annas Vater lag.

Als Anna genug geschwiegen hatte und das Ziel ihrer Wanderung so nahe gerückt war, enthüllte sie der Freundin ihr Leid. Natürlich auch bei ihr ein Herzensgeheimnis. Ihr Liebster sei Jürri, der Schmied, aber an eine Verbindung wäre gar nicht zu denken, weil ihr Vater sie eher totgeschlagen hätte, als sie einem Hanshabenichts zu geben.

Sie erzählte alles mit einfachen, klaren Worten; kein Ton des Vorwurfs klang aus ihrer Rede heraus, und wie ihr Vater sich hierzu stellte, wäre ja eigentlich selbstverständlich. Aber schwer sei es doch, und ihr käme es vor, als ob die Liebe nicht nach Geld oder Gut frage, und lieben täten sie sich und sie könnten ohne einander gar nicht mehr auskommen, das würde ihr mit jedem Tage deutlicher — und nun sollte Salme trösten und raten, Salme, die sich so gut auf Geschichten

verstünde und so herzergreifend das Liebesleid geschildert und die angsterfüllte Sehnsucht, die Koit und Hämarrif getroffen . . .

„Über was sollte sie da nur eigentlich sagen?“

„Warten müßt ihr, bessere Zeiten abwarten, oft ändert's sich schnell.“

„Das hab' ich geahnt, daß du so reden würdest!“

„Der Vater weiß noch nichts?“ „Nein!“ „Über die Mutter?“ „Die scheint was zu ahnen!“ „Seht ihr euch oft?“ „Jeden Tag?“ „Meint er es treu mit dir?“ „Zu treu!“ „Anna!“

Eine flammende Röte bedeckte ihr Angesicht.

„Anna!“

„Verstoße du mich nicht, Salme, du Gute, Reine!“

Salme schwieg. Zu schwer lag auf ihr, was sie eben gehört hatte. Konnte Anna so täuschen? Wer hätte das von ihr geglaubt, die immer so sittsam und so still und so verträumt getan!

Wo sie hinsah, Sünde und Schande. Wäre das jetzt eine Zeit! Wäre es früher am Ende nicht besser gewesen, als ihr Volk noch allein gewohnt? Galt die Sitte damals nicht mehr im Lande? Die Leute behaupteten es freilich — und der eigene Vater, wie oft hätte er es nicht betont, daß die Fremden, die Klugen, die Christen allerhand Neuerungen eingeführt hätten, die durchaus keine Verbesserungen gewesen seien — wer wollte da das arme und dumme Landvolk beschuldigen?

Mit einem Blicke tiefen Mitleids sah sie auf ihre Begleiterin, aus deren Augen die Tränen flossen.

„Verlaß mich nicht, Salme!“

„Was ich tun kann, tu' ich — aber jetzt geh', es ist spät!“

Bis zum Waldrande ging Anna gesenkten Hauptes, ohne sich umzusehen, dann aber blieb sie mit erhobenen Händen flehend stehen — bis sie im Dunkel der Kiefern und Schwarzellern verschwunden war.

In tiefes Sinnen versunken ging Salme heimwärts. Die Sonne stand tief am Horizont, als sie über die rotschimmernde Heide ging. An einer Krümmung des Weges, wo ein dichtes Weidengebüsch wuchs, sprang ihr ein großer, fremdrassiger Hund entgegen, dem ein zweiter in einiger Entfernung folgte. Sie wußte, daß es des jungen Gutsherrn Rötter waren und sie hatte gerade noch Zeit, sich nach einem Stein zu bücken und ihn der ersten anstürmenden Bestie entgegen zu schleudern. Sie war stark und traf gut. Winselnd überschlug sich der Getroffene, aber schon war der zweite heran, sie sah ihn anspringen, sie spürte den heißen Atem des Hundes vor ihrem Gesicht — mit beiden Händen packte sie ihn an der Kehle, sie fühlte einen heftigen Schmerz und dann verließ sie das Bewußtsein . . .

Als sie wieder erwachte, lag ihr Haupt in dem Schoße eines Mannes, der ihr nicht unbekannt war. Der junge Gutsherr war's.

Aus ihrem linken Oberarm tröpfelte es rot und warm. Sie sah, daß das Kleid zerrissen und die Wunde verbunden war.

Nicht weit von ihr lagen die beiden riesigen Rötter im Grase mit weit hervorstehenden Zungen.

Sie hob das Haupt, ließ es aber sofort wieder kraftlos sinken.

Zwei feurige Augen ruhten auf ihr.

„Hast du starke Schmerzen?“

Seine Stimme klang teilnahmsvoll und kam, so schien's, aus dem Herzen.

„Es ist zu ertragen!“ Dabei zitterte sie.

„Die Hunde töte ich heute!“

„Tut's nicht, Herr, was weiß ein dummes Tier?“

„Du wirst Wundfieber kriegen!“

„Meine Mutter heilt Wundfieber.“

„Du bist aus dem Estohofe?“

„Ja!“

„Wie heißt du?“

„Salme!“

Sie hielt erschöpft inne. Er betrachtete sie ruhig. Ihr Haupt lag in seinem Schoß. Die langen blonden Haare umrahmten ein blutleeres, schneeweißes Angesicht. Warm durchrieselte es ihn.

„Ich will nach Hause!“

„Ich begleite dich!“

Mühsam richtete sie sich auf, aber allein konnte sie nicht gehen; da stützte er sie — vorsichtig und langsam schritten sie beide dahin. Die Hunde folgten mit hängenden Ruten.

Glintabwärts ging's besonders schwer. Sie mußte seinen Hals umschlingen. Fast trug er sie. Die Wärme ihres jungen Körpers durchrieselte ihn. Eine ungeahnte Wonne überkam ihn.

„Salme!“

„Ja, Herr?“

„Kannst du noch?“

„Bis nach Hause langt's.“

Als die Sonne sank, war er vor dem Estohofe; er trug eine Ohnmächtige in die Bauernstube, wo die Mutter die Ohnmächtige empfing.

„Der Herr sind zu gütig!“

„Ich komme wieder, nachsehen!“

Zu Hause angekommen, sperrte er die Hunde in den Stall ein. Sie haben ihn nie mehr begleitet.

Der Estobauer kam spät nach Hause. Er war im Walde auf einer Versammlung der Estenmänner gewesen.

Als er die verwundete Tochter gesehen und das Weib ihm alles erzählt hatte, ballte er beide Fäuste und stieß einen wilden Fluch aus.

Zweites Kapitel.

Strandrecht.

Ueber ein Jahrhundert schon saßen im nördlichen Estland deutsche Ordensvasallen auf ihren Ländereien. Wenn auch der Schwertorden im ehrlichen Kampfe vernichtet worden war, so hatten sich doch die Reste desselben mit dem Deutschorden vereinigt, und wenn auch im Revalschen und im Norden von Estland nominell die Könige von Dänemark herrschten und der Orden sich mit dem südlichen Teile Estlands begnügen mußte, so berührte das die Vasallen wenig. Sie saßen auf ihren Gütern in größtmöglicher Ungeschlossenheit. Ja sie erkannten am liebsten überhaupt keinen Herrn über sich an. Dänemark, der Orden, das immer mächtiger werdende Gemeinwesen der Hansestadt Reval, die Bischöfe des Landes, alles das war den freien Vasallen nur ein Dorn im Auge, und sie waren glücklich, wenn sie unbeachtet und ungeschoren bleiben konnten. An Reibungsflächen fehlte es natürlich nicht, aber ihr ganzes Bestreben ging dahin, die schwache Herrschaft Dänemarks solange als möglich im Lande zu behalten und den Orden im Süden zu wissen, wo er dem Deutschtum durch tapfere Abwehrschlachten nach Süd und Ost wesentliche Dienste leistete.

Was die Ordensvasallen mit dem Orden verband, war im Grunde genommen nur das Deutschtum, und zwar jenes Kraße, das man rücksichtslos in voller Reinerhaltung pflegte und den Esten gegenüber ängstlich hütete. Wehe dem Esten, der im Deutschtum aufgehen wollte! Unüberbrückbar war die Kluft zwischen ihnen.

Eines dieser Vasallenhäuser wollen wir nun betreten.

Wir haben es schon vom Eskogesinde aus gesehen und kennen auch den jungen Herrn, den Erretter und Beschützer Salmes.

Hier, auf Seehof, saß schon seit drei Generationen das ritterbürtige Geschlecht derer von Löwenburg. Als sie ihr Lehn erhielten, deckte den Boden Sand, Moor und Wald, und in diesem armen Lande wohnten die Esten in elenden Gehöften, ein halsstarriges Volk, kulturlos und im tiefsten Heidentum stehend.

Da gab's Arbeit und Kampf genug.

Kulturträger sind nie auf Rosen gebettet. Zerstören nennt man ihr Aufbauen; Vernichten ihr Bessermachenwollen.

Natürlich sah der fremde Eindringling vor allen Dingen auf seinen eigenen Vorteil. Wohl brachte er auch die Lehre des Christentums mit sich, aber die Nächstenliebe, die diese predigte, offenbarte sich nicht immer und nicht überall in Reden und Taten der Neuankommenden, und vieles, was geschah, hätte lieber ungeschehen bleiben sollen.



Kulturbestrebungen sind immer mit gewaltigen Kämpfen verbunden, und nirgends ist der Mensch so klein, als da, wo er groß sein sollte. Das ist das Tragische der Menschengeschichte, daß nur selten ein großer Wurf gelingt; unserem Heimatlande hat fast immer der rechte Mann zur rechten Zeit gefehlt. . .

Die Familie derer von Löwenburg, bestehend aus den Eltern, drei Kindern und einem Bruder des Hausherrn, saß um den großen Eichentisch des unteren Gastzimmers zusammen. Auf dem Tische brannten in gewaltigen Leuchtern große Wachslichter, denn es war schon nach Sonnenuntergang. Da trat Gert Eberhard, der Sohn, ins Zimmer.

„Wo hast du deine Rüter?“ fragte ihn der Vater.

„Ich hab' sie für immer in den Hundestall gesperrt“, kam die leicht hingeebene Antwort.

Diese Antwort erregte das allgemeine Interesse.

„Der liebe Kastor und der liebe Pollux“, sagte Birgitte, die ältere Tochter, und die jüngere, Selma, sekundierte: „Pfui, wie dumm!“

„Es war nötig, sie hätten einen Menschen zerfleischt!“

„Einen männlichen Menschen oder einen weiblichen?“ fragte der Onkel lächelnd, der ein gewaltiger Mädchenjäger war.

„Das tut nichts zur Sache“, warf Gert Eberhard gleichgültig ein.

Mittlerweile brachten die Mägde das Abendbrot.

Wir betrachten uns indes die hier versammelten Familienmitglieder ein wenig und die feste Scholle Seehof.

Das Wohnhaus war ein respektabler Bau; gefügt aus dicken Fliesen, konnte man es für eine kleine Festung halten. Es bestand aus zwei Stockwerken, hatte kleine Fenster, die unschwer im Fall der Not vermacht werden konnten und war von Wirtschaftsgebäuden umgeben, in denen sich das lebende und tote Inventar befand.

Ein Haus für die Knechte und Mägde, und ein großer Keller schlossen den Hofraum nach Norden ab; im Südosten ragte ein runder, etwa 15 Meter hoher Turm in die Luft, neben dem sich das Eingangstor befand.

Alle Gebäude zusammen aber waren von einer reichlich zehn Fuß hohen Steinmauer umgeben.

So hatten die Löwenburgs sich im Laufe eines Jahrhunderts ihr Stammhaus ausgebaut, allmählich, stückweise, wie es wohl zu erkennen war. Weit in der Runde stand Seehof im Rufe des festesten Hauses, in welches man sich in den Zeiten der Not wohl flüchten mochte, was mitunter auch geschehen war, wenn der Russe ins Land fiel, der Erste unruhig wurde, oder größere Seeräuberbanden plündernd die Küste heimsuchten.

Und immer hatte Seehof standgehalten. Das gab denen von Löwenburg ein gar festes und trotziges Herz.

Wer sie so zusammensitzen sah in ihrem traulichen Heim, die hohen, kräftigen Gestalten, der konnte seine Freude an ihnen haben.

Da war zuerst die Hausherrin, eine frühzeitig ergraute Frau, bei der man aus jeder Bewegung

die feine, hochmögende Abstammung erkennen konnte, so daß ihres Vatters Stolz, eine Lübeder Patrizier-tochter heimgeführt zu haben, durchaus berechtigt schien.

Sie hatte dem Hause einen sehr bedeutenden Geldschatz mitgebracht, und auch heute noch verkehrten die Koggen und Schuten des Lübeder Hauses emsig zwischen den Städten der Ostsee, einem regen Warenaus-tausch dienend.

Auch der von Löwenburg war an diesem Unter-nehmen geschäftlich beteiligt.

Die Stimme der Hausfrau galt viel; jedesmal, wenn sie ins Gespräch eingriff, verstummten die an-deren. Ehrfurcht war der Grund dieses Verstummens.

Nicht oft redete sie; sie sammelte lieber die Ein-drücke, die sie erhielt, wenn das Gespräch im Gange war, aber sobald die Rede auf die Urbevölkerung des Landes kam, und die beiden Brüder sich nicht genug tun konnten im Beurteilen und Niederreißen, dann verlor auch sie ihren Gleichmut und warnend erhob sie die Stimme, nie zu verallgemeinern und sich niemals von seinem Zorn hinreißen zu lassen. Ihre feststehende Redewendung lautete: „Es gibt auf Erden kein Volk, das in seiner Gesamtheit verdorben wäre, und ver-gesset nicht, daß alle Menschen Brüder sind; ein Herr soll freundlich über seine Knechte urteilen, Claus, das hab' ich von dir nicht mehr erwartet!“

Auf dieses „mehr“ legte sie einen besonderen Nach-druck, und das half.

Claus, ihr sehr impulsiver Herr und Gebieter, beruhigte sich dann sofort und sagte zerknirscht: „Liebe Ursula, der alte Adam muß ersäufet werden!“

Claus und sein Bruder Udo waren die richtigen Vertreter jenes alten Ritterschlags, dem alles erlaubt zu sein schien, und die jeden Weg gerade sein ließen, wenn er nur zu einem Vergnügen führte.

Wie zwei alte Löwen sahen sie aus in ihren langen, grauen Bärten, dem mächtigen, wenn auch stark ge-lichteten Haupthaar, den verwitterten Gesichtern, deren Röte nicht nur vom frischen Seewinde, wie sie immer betonten, herrührte. Sie waren nämlich durchaus über-zeugte Bertilger aller Getränke, deren sie habhaft werden konnten, und spanische, französische und deutsche Weine lagerten stets im geräumigen Keller des Hauses, von den Hamburger, Königsberger und Eimbeder Bieren gar nicht zu reden, die nur so zum Mundspülen benutzt wurden.

„Alzeit trinkfest!“ — das war Clausens Spruch — „bis auf die Nagelprobe!“ — der seines Bruders Udo.

Im Gegensatz zu diesen beiden wetterharten Ge-stalten standen die Kinder, die mehr das Weiche und Zartheit der Mutter hatten. Birgitte und Selma, die beiden erwachsenen Töchter des Hauses, führten das recht farb- und freudlose Leben der Jungfrauen da-maliger Zeit. „Einförmig, wie beim Adel!“ so spotte-ten wohl die Bürger der Stadt Reval, die Kaufleute und Seefahrenden Handelsherren.

An der Mutter hatten sie allerdings eine große Stütze, auch in erzieherisch-bildender Hinsicht, aber schließlich war ihr ganzes Leben doch nur auf den einen großen Augenblick des Verheiratetwerdens ein-gestellt. Hatten sie das nötige Alter erreicht, dann kamen die Junken der Nachbarschaft „auf die Freite“,

und oft wurden die jungen Dinger am Weintisch der Männer, nicht immer dem Wunsche der Töchter selbst entsprechend, den künftigen Eheherren vergeben. Man dachte hierbei namentlich an wirtschaftliche Vorteile, an Geld und Gut, und es war selbstverständlich, daß die Heirat zustande kam, wenn die Familie es beschlossen hatte.

Diese sittsamen Heiratsobjekte lasen die damals üblichen höfischen Romane, hielten auf gute und viele Kleider, spielten wohl auch ein Saiteninstrument, hatten von Gott und Welt die allernotwendigsten Begriffe und Kenntnisse, und besleißigten sich eines vornehmen Tones im Umgange. In Wirtschafft, Küche und Keller waren sie wohlbewandert. Viel wirkliche Lebensfreude kannten sie nicht — die hochachtbaren Töchter eines edlen Hauses damaliger Zeit.

Aber Birgitte und Selma hatten von ihrer Mutter noch etwas gelernt: Wohltun und mitzuteilen!

Wo es eine Not gab, da waren sie zur Hand, von der Mutter unterstützt, vom Brüderpaar nicht verstanden. . . .

Pendelnd zwischen beiden Parteien schwankte der Stammhalter derer von Löwenburg, der junge Herr Gert Eberhard. Als „richtiger“ Mann durfte er nicht fehlen, wo der Becher kreiste, die Treibjagd tobte, das Strandrecht, wie der glatte Seeraub damals hieß, ausgeübt wurde; auch war es ihm Tag für Tag gepredigt worden, den Esten nicht zu trauen.

Alles das aber gefiel ihm nicht sonderlich. Oft und gern weilte er bei den Frauen; er las ihnen vor, lustwandelte mit ihnen in Feld und Garten und war

seiner Schwestern getreuester Spielkamerad, sehr zur Freude der Mutter.

Und dieser Gert Eberhard hatte heute sein erstes, großes Erlebnis gehabt! Er hatte einer Fremden, einer „Estin“, beispringen können, er hatte sich an dem Dufte einer fremden Blume berauscht, er hatte ein schönes Auge in Tränen gesehen und den Dank einer tödlich Erschrockten entgegengenommen!

Was gingen ihn jetzt noch die Tafelfreuden der Männer an, ihre rohen Scherze und ihr oft sittenloser Wandel?

Er aß und trank heute wenig, obschon so reichlich aufgetischt wurde, daß man auf dem umfangreichen Tische nichts als die Platten der Speisen und die Kannen und Trinkbecher sah.

„Bei Löwenburgs wird gegessen und getrunken, was Zeug und Leder hält!“ sagte Claus.

„Man schützt sich vor dem Hungertode“, meinte Udo.

Am heutigen Abend wurde Gert Eberhard von den Frauen scharf beobachtet. Sein verändertes Wesen fiel ihnen auf. So still, so mäßig, so verträumt hatten sie ihn noch nie gesehen. Was war vorgefallen? Die kluge Mutter kombinierte richtig: er hatte heute ein Menschenleben gerettet; ein Mann würde es kaum gewesen sein, eine deutsche Frau wohl auch kaum. Sie kannte die Gesinde ihres Gutes alle. Sie wußte auch, wo allein eine wohnte, die durch ihre Schönheit das Herz eines jeden Mannes bestriden konnte — und Sorge erfüllte ihr Herz. . . Ihr Einziger wäre ja gerade aus jenem Holze geschnitzt, jenem weichen . .

widerstandslosen. . . . War es wirklich so, wie sie glaubte? . . . Was wäre dann die Folge? . . . Sie wußte es!

Auszudenken wäre das Unglück überhaupt nicht — und eine Träne blinkte in ihrem Auge . . .

Die beiden Brüder aber waren in der besten Stimmung. Schweigsam und fast keines Wortes fähig, wenn der die Zungen lösende Wein fehlte, tauten sie auf, sobald sie beim Becher saßen; dann hatten sie sich so unendlich viel anzuvertrauen und mitzuteilen, dann waren sie sich aber auch dessen gewiß, daß der eine das Echo des andern bildete, und daß nichts in der Seele des einen lebte, was nicht auch in die des andern paßte. . . .

Es war spät geworden und draußen hatte sich ein Sturm erhoben, der von Viertelstunde zu Viertelstunde stärker wurde.

Die Wachslichte mußten durch neue ersetzt werden.

Da erhoben sich die Frauen, und auch Gert Eberhard ging.

Die Brüder waren allein an der Stätte der Trinkgelage ihres Hauses — sie wollten noch plaudern und trinken. Sie hatten sich so manches zu erzählen, was nicht für Frauenhoren war, und dann schmeckte der Rheinwein heute auch so besonders gut, den Claus gestern in Reval gekauft hatte.

„Teufel auch, dieses Reval!“ sagte Claus und fuhr dabei mit der Hand über den Tisch, als wollte er eine Fliege fangen.

„Was denn?“

„Nein, im allgemeinen!“

„Ach so!“

„Ja!“

Claus gähnte und Udo stöhnte, was er immer tat, wenn er nichts zu sagen hatte.

„Diese vielen Herren dort alle auf einem Haufen Wie Dred im Schafstall, lächerlich! Tritt der eine dem anderen die Hühneraugen ab!“

Udo tat ihm stillschweigend Bescheid.

Claus folgte dem Beispiel, denn er mochte nicht reden, wenn der andere trank; dann wischten sich beide gleichzeitig den Bart.

„Allzeit trinkfest!“

„Bis auf die Nagelprobe!“

In diesem Augenblick fuhr ein besonders heftiger Windstoß ums Haus. Wie Wolfsgeheul Klang's, beängstigend und nervenerschütternd. Die beiden trinkfesten Haudegen achteten des natürlich nicht, wohl aber die Frauen in ihren Kemenaten, und auch Gert Eberhard, der sich schlaflos auf seinem Lager wälzte.

„Eine schlimme Nacht“, sagte Selma.

„Das hat was zu bedeuten“, meinte Birgitte, und beide Mädchen zogen die Deden über den Kopf.

Frau Ursula hatte ihr Nachtlämpchen noch nicht gelöscht und las in einem frommen Buche, das ihr ein Dominikanermönch aus Reval verehrt hatte „als geringes Zeichen seines großen Dankes für überreichlich gespendete Gabe zum Besten des Klosters“. Als sie den starken Windstoß vernahm, klappte sie ihr Buch zu und horchte. Wie Schritte vieler Männer klang es, die sich ihrem Hause näherten. Aber sie lächelte gleich darauf über ihre Torheit und schlief, sich bekreuzigend,

ein. Sie hatte keine Feinde, vor wem sollte ihr grauen?

Gert Eberhard klang das Brausen des Sturmes wie das Wutgeheul seiner Räter, als sie sich auf die Wehrlose warfen, und dann wanderten seine Gedanken ins Eskogesinde, zum Bette des schönen Estenmädchens. Morgen wollte er hin. Wer beobachtete ihn? Der Vater sicher nicht. Der lebte nur sich und seiner Lust. Lange noch träumte er offenen Auges einer schönen Zukunft entgegen.

Darüber aber schlief er ein. Er ahnte es nicht, daß die Welt nicht so rosig ist, wie man denkt, und daß nur das Leben es macht, daß man stark wird, stärker als das Schicksal, das einen zermalmem will . . .

Die beiden Brüder aber unten in der guten Stube mit dem schweren Eichentisch, den eichenen Sesseln, den alten Ritterrüstungen und Ahnenbildern an der Wand tranken ruhig weiter.

„Ja, dieses Reval!“ wiederholte sich Claus, „auf dem Dom ein Kommandant und ein Landratskollegium, in der Stadt ein Vogt und ein Rat, zwei Gilden und eine Volksversammlung — und alle mit Herrscher- gelüsten! Es ist zu dumm!“

„Der reine Trödel!“ fiel ihm Udo ins Wort, „kenn' es auch, dieses Krämernest! Nicht 'n Tag würd' drin leben! Lieb' die Obrigkeiten nicht, lieb' nichts über mir, nur unter mir, einerlei was — ha, ha, ha!“

Beide lachten.

„Und dann die Dänenherrschaft!“ fuhr Udo fort, „diese kreuzlahme, lendendürre, ohnmächtige Dänen- herrschaft, ohne Saft und Kraft! Aber Gott erhalte

sie uns! Je schwächer die Obrigkeit, desto stärker die Untergebenen! Gott erhalte sie uns!“

„Aber den Krämern komm' ich noch mal an den Kragen!“ wetterte Claus.

„Ich weiß, Bruder, sie bestritten unser Strand- recht.“

„Du sagst es! Diese Hunde!“

„Allzeit trinkst!“

„Bis auf die Nagelprobe!“

Ein großer Pokal hier und ein großer Pokal da wurden leer, als ob nie was in ihnen gewesen wäre.

„Ein gutes Geföß!“

„Der Wein von Poitou ist stark. Trink ihn mal gern statt Rheinwein.“

„Wie blieb's mit der Viehmagd, Bruder?“

„Mit welcher?“

„Ausgezeichnet! Das wir uns nicht ins Handwerk pfsuchen — gegenseitig . . .“

Ungemein erfreut trank Bruder dem Bruder zu, und ihre Blicke kreuzten sich, als ob sie sich sagen wollten: „Wir zwei beide sind doch zwei ganze Kerle, wer weiß, ob's noch viele solcher gibt?“ . . .

Mittlerweile war die Frühjahrs-sonne aufgegangen. Ihr erster Strahl traf die Spitze einer alten Lanze an der Wand. Da freuten sich die Brüder der kurzen, durchzechten Frühlingsnacht und gingen auf den Hof, das Gesinde zur Arbeit anzutreiben, die sie niemals vernachlässigten. Es war heuer überraschend schnell warm geworden, und da galt es denn sich fleißig zu regen, die Felder zu bestellen, den Waldboden zu roden und das Unland zu stürzen.

Vor den Wirtschaftsgebäuden standen die Knechte und Mägde in Erwartung des Herrn. Der Verwalter übernahm die Leitung, und abteilungsweise zogen die Leute mit Tieren und Geräten aufs Feld . . .

Vom Tore des Hofes aus hatte man einen schönen Blick in die Ferne; man konnte den größten Teil der Gutsländereien übersehen, denn Seehof, das feste Haus, lag auf einem hohen Hügel, ein richtiges Wahrzeichen des Landes. Nur in den großen Wald im Süden reichte das Auge natürlich nicht. Bär und Luchs, Wolf und Fuchs fanden hier vollauf Nahrung, und jede Jagd gab überreichliche Beute. Abgesehen vom Federwild, brachten die Herren von Seehof, je nach Bedarf, Hasen und Rehe, Hirsche und Elche zur Strecke. Auch Eichhörnchen gab's viele, und ihr Fell fand auf dem Markte reißenden Absatz. Die Wilddiebe konnten damals ruhig ihrem Gewerbe nachgehen, denn Wild gab's mehr als nötig und es kam niemand dabei zu kurz. Und es war auch besser so, denn der Este hätte es damals nie gefaßt, wenn die Deutschen ihn aus seinem Walde hätten verdrängen wollen.

Aber auch weit aufs Meer sah man vom Tore Seehofs aus, das sich heute ganz besonders schön machte. Aufbrandeten die weißen Schaumwellen am Strande, in weiße Schaumwellen war alles gehüllt, so weit das Auge reichte. Es war ein Frühjahrssturm aus erster Hand . . . Die beiden Brüder hielten Ausschau. Niemand sprach ein Wort, aber ein jeder schien denselben Gedanken zu haben. Wie, wenn die jetzt auf Narwa Kurs haltende Handelsflotte aus Lübeck, die gestern in Reval gesichtet war, durch den Sturm zer-

streut, und die eine oder andere Rogge sich suchend dem Seehofer Gebiete näherte? Wenn sie gar standete? . . .

Zwei alten Seeadlern gleich auf hohem Horste lugten sie aufs Meer, aber so sehr sie auch ihre Augen anstregten, sie sahen nichts als Wellen. Dabei war die Luft klar und der Horizont weit. Aber die beiden Alten waren standhaft, und der frische Wind tat ihnen wohl nach durchzechter Nacht.

Wohl eine Stunde lang lugten sie schon aus.

Auch Gert Eberhard gesellte sich zu ihnen, ging aber bald wieder. Die Töchter kamen nach einer halben Stunde gleichfalls und riefen zum Frühstück, aber es wurde ihnen bedeutet, ruhig ohne sie zu beginnen.

Als sie der Mutter das mitteilten, schüttelte sie unwillig das Haupt, sprach aber nichts. Sie ahnte, worum es sich handelte. Sie wußte auch, daß sie in dieser Angelegenheit machtlos war. Wie oft hatte sie ihrem Manne in dieser Angelegenheit Vorstellungen gemacht!

„Ein altes Recht ist ein altes Recht und bleibt ein altes Recht! Niemand kann mich zwingen, Ansichten zu huldigen, die frühere Geschlechter nicht kannten. Wir sitzen nun schon über hundert Jahre auf Seehof. Was meine Vorfahren ungestraft tun konnten, wird auch mir erlaubt sein“, sagte er. Wie immer sekundierte ihm auch hier sein Bruder, und gegen beide zumal kam keiner auf. . . .

Die Ausdauer der Brüder aber sollte doch belohnt werden.

Es mag um die neunte Morgenstunde gewesen sein, als Claus, der mit der Hand sein ausschauendes Auge beschattete, ausrief: „Nordnordwest!“

Udo sah scharf hin: „Ja, ein Segel!“

„Also doch! Braucht ja nicht Schutz zu suchen, die heutigen Roggen vertragen eine gute Mühe voll Wind!“
„Abwarten!“

Und sie warteten. Zuerst erfolglos, denn die Entfernung war zu groß, und nur langsam veränderte das Segel seine Lage.

Es konnte auch die gewöhnliche Straße sein, die sich in beträchtlicher Entfernung vom tief eingebuchteten Seehofer Ufer hielt.

Nach einiger Zeit meinte Udo: „Der Wind ist Nordnordwest, der Kurs nach Narwa Ost; mir scheint's, das Schiff hält nicht Kurs, es treibt mit dem Winde!“

Claus schwieg. Eine weitere halbe Stunde verging, da war's beiden klar: „Das Schiff treibt und hält auf den Seehofer Strand!“

Wie das wohl tut nach langem Warten! Freilich, Geduld mußte noch geübt werden. Das Schiff war eine große Rogge Lübeder Herkunft. Das hatten die beiden bald herausgekriegt, denn sie hatten darin eine große Übung. Das zerrissene Segel flatterte im Winde, steuerlos trieb's auf Seehof los. Es war klar, es war ein Brack. Nun galt's zu handeln. Es wurde nach den Hofslenten geschickt, die Brüder umgürteten sich mit ihren Schwertern und eilten an den Strand. Die Snider wurden klargemacht und mit je vier Ruderern bemannt, denn gar schnell waren die Hofslente

zur Stelle, sie wußten, daß auch ihnen ein Teil der Beute zufiel. Am Ufer stand ein Mastbaum, an welchem eine Flagge hochstieg, zum Zeichen, daß hier die beste Landung sei, falls sie dort auf der Rogge noch irgendwie steuern konnten.

Alles war in höchster Aufregung. Je näher die Rogge kam, um so deutlicher war es, daß sie, ein Spielball der Wellen, an den Strand trieb. Nun war es Zeit, die Mannschaft zu bergen. Zwei Snider fuhren entgegen und brachten neun Mann mit. Der Kapitän blieb auf der Rogge. Noch eine kleine Weile und eine Woge setzte die Rogge ans Ufer. Der Kiel saß fest. Der Schiffsführer sprang an Bord. Es war ein hochgewachsener Mann, ruhig im Benehmen, selbstbewußt und unerschrocken. Er freute sich, in deutsche Hände gefallen zu sein, denn nun wäre ihm Hilfe sicher.

Die beiden Schwertumgürteten, alten Seeräuber fühlten sich ganz eigentümlich-sonderlich, sie wußten sich gar nicht zu benehmen und liefen ziel- und planlos hin und her. Die Knechte sahen auf ihre Herren, des Winkes gewärtig, mit der Plünderung zu beginnen, aber der erwartete Befehl wurde nicht gegeben. Claus stieß Udo an: „Was tun?“ Der aber stöhnte nur.

Ganz unhaltbar aber wurde für die beiden die Lage, als Frau Ursula erschien und im Eigner der Rogge ihres Onkels Sohn begrüßte.

Nun war's dem edlen Paare klar, daß sie in einen sauren Apfel gebissen hatten und dazu noch ein freundliches Gesicht machen mußten. Es half nichts, daß Claus immer wieder die Rogge begehrlieh anstarrte und Udo herzerreißend stöhnte.

Der Eigner aber ging sehr energisch vor. Er schickte die ganze Besatzung aufs Schiff zurück und befahl, niemand an Bord zu lassen. . . .

Der Sturm flaute ab, die Wellen wurden kleiner.

Da lud Frau Ursula ihren lieben Anverwandten zu sich ins Haus ein, und gern folgte er dem freundlichen Rufe.

Auch die Bauern merkten, daß hier nichts aus- hänge und gingen kopfschüttelnd an ihre Arbeit. Wohl hörte man Lindas kreischende Stimme sich über den Verfall alter Gebräuche beklagen — helfen tat es nichts.

Der Eskobauer allein, Salmes Vater, bewahrte seine Ruhe. Er rechnete, und als er fertig war, schien er mit der Rechnung zufrieden zu sein: Die Rogge hätte bedeutenden Schaden erlitten, eine Reparatur erfordere eine bedeutende Zeit, und gerade das wäre es, was er brauchte. Mit leisen Worten mahnte er zur Ruhe, und alle fügten sich ihm.

Die Wucht der Ereignisse, die in schneller Folge Land und Leute trafen, sollten ihm Recht geben: Die Rogge hat nie mehr die blaue Meeresflut durchfurcht, und ihr Inhalt ist nicht eine Beute derer von Löwen- burg geworden. . . .

Im großen Zimmer mit dem schweren Eichentische wurde der fremde Vetter von Mutter und Töchtern gastlich bewirtet. Die alten Herren saßen schweigend dabei. Sie kauten an einem harten Knochen, aber Eß- bares fiel ihnen nicht zu.

Gert Eberhard kam später von einsamen Wegen nach Haus. Er hatte Beilchen mitgebracht, die aber schon verwelkt waren, als er sie beschaute.

Sie saßen lange zusammen, erfüllt von den verschiedenartigsten Gefühlen — die Glieder einer Familie . . . draußen aber in den Nebelschwaden der feuchten Frühlingsnacht ballte es sich zu wunderlichen Gestalten zusammen, und die Morgensonne hatte einen schweren, ja aussichtslosen Kampf zu bestehen, und durch die Wälder zog saufender Frühjahrssturm!

Drittes Kapitel. Der Eskobauer.

Gert Eberhard verließ Seehof, wie wir wissen, nach einer traumerfüllten Nacht. Er gab nicht viel auf Träume, aber dennoch war es ihm an diesem Morgen, als ob das Glück seines Lebens sich in den Bildern seiner Träume gezeigt. Er war gewiß ein Kind seiner Zeit und von Jugend auf daran gewöhnt, in der Zügellosigkeit das Natürliche zu sehen, aber so recht mit Lust war er nie dabei gewesen. Wieviel Spott hatte er schon eingeerntet, wenn er die Trinkgelage mied! „Du bist ein Jämmerling, ein Weiberlappen!“ — Das hörte er oft.

Ja, bei den Schwestern und der Mutter in der freundlichen Kemenate, beim Lesen des Parzival, da war's schöner, gehaltvoller, stiller.

Und dann — die Natur! Wie liebte er es, durch Wald und Flur zu streifen und das Leben zu beobachten, das ihm zu jeder Jahreszeit voll Wunder war! Oft gab's dort unerwartete Kämpfe mit Bär und Wolf, wobei ihm seine Hunde so treffliche Dienste leisteten, diese Hunde, von denen er sich nun für immer getrennt. Wie tief hatte doch jenes Erlebnis mit der fremden Bauerndirne in sein Leben eingeschnitten! Tag und Nacht schwebte ihr Bild vor seinen Augen. Es

gab ihm keine Ruhe. Wohl hätte er so manches Mädchen aus seinen Kreisen gesehen, sitzsam, schön und klug, aber ein Weib, wie das gestrige, das wäre ihm doch noch nie begegnet!

Was wäre es denn, was sie so hoch über alle stellte? Wirklich nur ihre große Schönheit? Also was rein Außerliches? Er glaube das nicht. Ihm gefiele an ihr noch ganz was anderes. Ihre Ruhe, ihr feiner Takt, die sich trotz aller Aufregungen und Schmerzen äußerten?

Ein Bauernmädchen. Wo hätte die sich so was angeeignet?

Und dann vergegenwärtigte er sich ihr Gesicht. Hatte sie überhaupt Ähnlichkeit mit einer Estin? Trug ihr liebliches Antlitz nicht vielmehr unverkennbare, germanische Züge zur Schau? Die schönen, langen, blonden Haare, die üppigen Körperformen, der herrliche Wuchs! . . .

So redete er mit sich selbst, der arme Junge, und hatte es immer noch nicht begriffen, daß er in sie bis über die Ohren verliebt war. Aber so geht es dem Herzen, das die erste Liebe unbewußt und übermächtig keimen fühlt, das vor lauter Liebeslust und Weh nicht mehr klar unterscheidet und sich quält und windet, bis das erlösende Wort gesprochen ist.

Von solchen Gefühlen und Gedanken getrieben, schritt er dem Eskogesinde entgegen. . . . Aber bevor wir ihn in die kleine, rauchgeschwärmte Bauernstube eintreten sehen, wollen wir hören, was sich dort ereignet hatte, seit jenem Augenblicke, wo er die Verwundete der Mutter übergab.

Bei Rienspanbeleuchtung untersuchte die Mutter die Wunde am Oberarm und glaubte, den Schaden in einigen Tagen beheben zu können, da ihr manches heilkräftige Kraut zur Verfügung stand.

Salme war, erwachend, in ein stilles Grübeln verfallen und antwortete der Mutter, so kurz wie möglich, auf alle Fragen. Namentlich wollte die Mutter über den Hergang der Verwundung was Näheres erfahren, aber darüber schwieg die Tochter erst recht, ganz gegen ihre bisherige, mittheilsame Art.

Als der Verband angelegt worden war, entkleidete sich die Tochter und war bald eingeschlafen, sehr dem Wunsche der Mutter entsprechend, die sich ans Fenster gesetzt hatte und in die halbdunkle Frühlingsnacht hinaus sah, die Rückkehr des Mannes erwartend, der jetzt häufig die geheimen Versammlungen der Männer im Seehofer Walde besuchte.

Es mußte etwas im Lande vor sich gehen, irgend eine Vorbereitung zu einer großen That. Von ihrem Manne erfuhr sie freilich nichts, aber sie ahnte was. Es schien ausgemacht zu sein, daß die Esten mit Forderungen kommen würden, vielleicht sogar mit bewaffneter Hand sich ihr Recht ertrogen wollten. Und davor gerade graute ihr, denn sie wußte es, daß alle Freiheitsbestrebungen des Estenvolkes, alle Aufstände früherer Zeit immer ein klägliches Ende genommen, weil es stets an der richtigen Führung gefehlt hatte.

Vor dem unnützen Blutvergießen graute ihr. . . .

Gewiß war sie Estin mit Leib und Seele, wenn auch ihr Blut kein reines war. Ach ja! Diese Tatsache wäre ja gerade das Tieftraurige in ihrem Leben. Daherum

käme ihr Mann nicht. Aus Liebe hätte er sie geheiratet, aber als der erste Rausch verflogen, da hätten sich seine Augen geöffnet, da hätte er seinen Irrtum erkannt.

Nachforschungen wurden angestellt, und es ergab sich, daß seines Weibes Mutter ein ablicher Bastard gewesen.

Nun war es mit seiner Liebe zu Ende.

Auch die Tochter hatte selten ein freundliches Wort gehört.

Finster, mürrisch und in sich gefehrt, lebte er mit ihnen dahin. Dieses Eine, Ungeheure konnte er nicht vergessen, wie der Erste überhaupt nichts vergißt, denn er ist nachtragend und haßerfüllt gegen jedermann, der ihm irgendwie mal zu nahe getreten. Das ist der Charakter der Esten — empfindlich und rachsüchtig über alle Maßen, Auge um Auge, Zahn um Zahn.

So ließ er Weib und Tochter büßen — für eine fremde Schuld.

Die Verbitterung des Eskobauers wuchs oder nahm ab, je nachdem die nationalen Gegensätze sich verschärften oder schwächer wurden. Das war der untrügliche Gradmesser für die Begebenheiten des Tages. Darum wußte sie es jetzt auch, daß etwas gegen die Deutschen im Gange war, denn der Mann behandelte sie schroffer, denn je. . . .

Im übrigen hatte sie aber nicht zu klagen, und was Fleiß und Ausdauer dem kargen Boden abtrogen konnten, das geschah. Die Frauen arbeiteten den ganzen Tag, aber gegen die herkulische Arbeitskraft des Mannes verblähten auch ihre größten Leistungen.

„Man soll mir einen besseren Feldarbeiter zeigen, als den Esten!“ pflegte der Eskowirt zu sagen.

Er hatte es zuwege gebracht, daß trotz aller Pflichtarbeit, die er Seehof zu leisten hatte, sein Anwesen das wohlhabendste im Kreise war. Und dabei hatte er keinen Hilfsarbeiter, wie viele der anderen Bauern.

Er hatte außer Acker, Feld und Wiese einen sehr erträglichen Fischfang, eine Bienenzucht, einen Hühnerhof, und seine Rüche gaben weit und breit die beste Milch; auch mit der Obstzucht hatte er es versucht, aber erfolglos, er wußte nicht, ob es an den Bäumen lag oder am Boden.

In seiner Truhe mehrten sich die Mark Silbers Rigischen Gewichts, und Kisten und Kasten waren voll selbstgewebter Woll- und Leinenstoffe. Er durfte sich sehen lassen, und wenn einmal ein Freierrmann anpochten sollte, so brauchte er sich nicht zu schämen — dachte der Bauer — seine Tochter würde nicht mit leeren Händen auf den fremden Hof ziehen. Aber dann tauchte wieder das furchtbare Hirngespinnst der unreinen Rasse vor seinen Augen auf — und dann . . .

Daran dachte sie, die Bäuerin, und wartete. . . .

Die Kranke regte sich im Schlafe nur selten; einmal sprach sie laut im Traume. Die Mutter hörte die Worte: „Junger Herr, ich liebe Euch!“ Da schrak die Mutter zusammen. Auch dieses Unglück mußte noch kommen! Und sie sann auf ein Zaubermittel. Sie kannte ein altes Weib in einem fernen Gehöfte, das auch solche Kräuter braute, und sie glaubte an ihre Kraft . . . Aber fürs erste galt's ja zu warten — warten. . . .

Es mag nach Mitternacht gewesen sein, als der Mann nach Hause kam und, wie wir gehört haben, die Faust fluchend ballte, als er von der Verwundung seiner Tochter gehört.

Frühmorgens hatte er schon wieder das Haus verlassen, und als Gert Eberhard nach langem Zögern in die Stube trat, befand sich der Eskowirt auf dem Gutshofe beim gestrandeten Schiff.

„Guten Tag, liebe Frau!“ sagte er eintretend.

Er sprach es leise, um die Kranke nicht zu stören, die er noch schlafend währte.

Die Mutter warf einen schnellen Blick aufs Bett der Tochter und sagte dann ebenfalls mit leiser Stimme:

„Der junge Herr sind zu freundlich — das Kind schläft — ich . . .“

Gert Eberhard nidte befriedigt mit dem Kopfe. Da regte es sich in der Ede, und die Kranke sprach schlafend, wie sie es am Abend auch schon getan hatte: „Junger Herr, ich liebe Euch!“

Da hatte man die Bescherung! Was die Mutter befürchtete, was der junge Mann noch als ein unklares Gefühl in sich herumtrug, das offenbarte die Kranke mit nichts zu wünschen lassender Deutlichkeit. Gert Eberhards Herz klopfte zum Zerspringen und er fürchtete, die Mutter würde es hören.

Die Kranke lag in einer halbdunklen Zimmerede, aber gerade jetzt brach die liebe Sonne, die Lebensspenderin, die allzeit gütige und freundliche, gerade jetzt wie ausgerechnet, zur Zeit oder Unzeit, durch eine störende Wolkenwand und warf alle Morgenstrahlen auf die Schlämmernde.

Wie gebannt blieb Gert Eberhards Blick auf ihr ruhen. Sie schlief; gleichmäßig und ruhig wogte die Brust, das aufgelöste Haar umrahmte das liebevolle Gesicht, wie ein Lächeln, schien es, ging es über die geschlossenen Lider und den halbgeöffneten rosigen Mund. Er sah auf den weißen Verband am Oberarm.

Die Mutter faßte sich zuerst. Mit zitternder Stimme sprach sie: „Sie redet irr, das Wundfieber hat — und es ist doch nicht — am Ende — sie schläft — jedenfalls, junger Herr — nicht wahr?“

Er hörte ihre Worte, aber er verstand sie nicht, er schaute nur immer auf das liebevolle Bild in der Ecke.

Er war wie geistesabwesend und konnte kein Glied rühren. War's möglich! Gab's so viel Schönheit auf der Welt! So was Reines, Mädchenhaftes!

Was sollte das alte Mutterherz nun noch weiter tun, bei so viel überquellendem Glück? Und war's auch nur eine Bäuerin, ihr Mutterherz empfand nicht weniger tief.

O ihr blöden Toren, voller Standes- und Rassen-dünkel! Hört ihr es denn noch nicht, wie euch der Sturm einer neuen Zeit umbraust, ein Sturm, der alles, alles Morsche, Häßliche, Falsche, Schiefe, Vorsintflutliche und Sündige von dieser Erde wegwischen will, wie du ein Federchen von deinem schwarzen Kleide wegwischst!

O ihr blöden Toren, wann werdet ihr im Menschen nur den Menschen und nicht den aufgeputzten Affen auf der Leiter eurer gesellschaftlichen und ständischen Unterschiede sehen?

Hier brach es durch, das ewig junge und doch so alte, treue Mutterherz: sie streichelte kühnlich die Hand des jungen Herrn, und als er noch immer stumm und starr auf die Schlafende sah, flüsterte sie: „Wird schon alles richtig sein, wird schon alles richtig sein!“

Da kam Leben in die Bildsäule, er wandte den Kopf zu ihr und sagte:

„Sie schläft!“

Da nahm sie ihn an der Hand und führte ihn mit sanfter Gewalt zur Stube hinaus. . . .

Vor dem Hause blieb er stehen: „Mutter, grüßt sie von mir!“ . . . Dann ging er.

Unterwegs traf er den Eskobauer. Dieser grüßte den jungen Herrn und trat, wie üblich, einen Schritt zur Seite, ihm den Weg frei machend. Sehr freundlich tat er es allerdings nicht. Gert Eberhard aber war dagegen sehr liebenswürdig und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Die Fragen beantwortete der Bauer so kurz wie möglich und war froh, wieder gehen zu können.

Im Eskogesinde erwachte die Schlafende, just, als der Bauer die Stube betrat. Die Mutter erneuerte den Verband mit viel Geschid. Das Wundfieber war nicht eingetreten, doch klagte die Kranke über Schmerzen.

Der Bauer begehrte zu essen. Sie gab ihm das Verlangte. Daß der junge Herr hier gewesen, wagte sie ihm nicht zu sagen. Dagegen erzählte er von seiner Begegnung mit ihm und nannte ihn einen Landstreicher, der an keine geregelte Arbeit gewöhnt sei. Dann sah er seine Tochter an: „Natürlich, unsere Kinder, dazu sind sie ja gerade da, daß sie der Herren Hunde zer-

fleischen!“ Salme schwieg. Sie freute sich, seinetwegen leiden zu können. Sie dachte an ihren Traum, und ein glückseliges Lächeln huschte über ihr Gesicht. Dann faßte sie sich ein Herz: „Vater, du hast Sorgen, sag's, vielleicht können wir helfen!“

„Dummes Ding! Nichts für Weiber! Lieg' nur still, daß dein Arm heilt, bald können wir einen jeden brauchen!“

Die Mutter horchte auf und fragte gegen ihre Gewohnheit: „Was heißt das „jeden Arm“, Vater?“

„Werdet's hören, wenn nötig! Das Weibervolk hält ja doch nichts geheim und namentlich ihr nicht, ihr halbblütiges, unreines Gezücht ihr — Mitläuferinnen der Deutschen!“

„Vater!“

„Nun, etwa nicht?“

„Niemand kann für sein Blut.“

„Aber hassen kann jeder sein schlechtes Blut und deshalb sein Maul aufreißen vor den Menschen und reden, daß man's hört. Aber ihr beiden hier scheint noch recht stolz zu tun mit euren blonden Haaren und euren blauen Augen und all den andern deutschen Teufelszeichen da an euch. Ich kenne euch, ihr Wacholderdeutschen, und weiß, was für ein Gezüchte ihr seid. Und das sag' ich euch: brauch' ich euch und ihr kommt nicht, dann schlag ich euch tot! Nicht aus den Augen lasse ich euch, wenn's Zeit ist, das merkt euch!“

War dieser Wutausbruch auch nicht der erste, so faßte sich die Alte doch ein Herz und sprach recht demütig und sanft:

„Bauer, du regst dein wundes Kind auf!“ Dann erschraf sie über ihre eigene Kühnheit.

„Abernheiten!“ Mehr aber antwortete er auch nicht. Er hatte sein Gemüt für einige Zeit entlastet und ging mit einem mitleidigen Lächeln an die Arbeit...

Ein Vergnügen war es, ihn bei der Arbeit zu sehen. In ihr lebte und webte er. Das war doch was! Auch in seiner düsteren Seele, die so freud- und ruhelos dahin zu wellen schien, gab's also doch noch einen hellen, freundlichen Fleck! Wie ein glänzendes Stück eines zerrissenen Königsmantels deckte es seine Blöße. . . . Zwei kräftige Ochsen zogen den Pflug. Furche auf Furche! Hoch türmt sich der Weifang. Wenn die Tiere ermüden, so saust seine Peitsche klatschend durch die Luft. Er schreitet gleichmäßigen Ganges scharfspähenden Auges, mit beiden Händen den Pflug niederpressend und lenkend, wie er es will.

„Das ist mein Land, das ist mein Land; wer wagt's mir zu nehmen?“

Mit seinem Grund und Boden war er verwachsen. Nicht viel hatte er, wie die Bauern alle, von der Welt gesehen. Sein Leben hatte sich auf engbegrenzter Scholle abgespielt. In der Jugend hatte er des Vaters Herde gehütet, eine jämmerliche Herde, im Vergleich mit seiner, und dann war er mit noch nicht vollen fünfzehn Jahren zum Ackerknecht emporgestiegen — freilich, stark war er immer gewesen — wie ein Bär — bis er des kränkenden Vaters rechte Hand und der eigentliche Wirt geworden — noch zu Lebzeiten des Vaters.

Durch eine harte, aber gute Schule war er gegangen. Gesehen hatte er derweil nur die Nachbargesinde, das Gutsland und den großen Wald im Süden. Und dann das Meer, soweit es den eigenen Strand bespülte. Nach Reval, oder wie es hier hieß: „In die Stadt“ war er noch nicht gekommen. Bodenständig, festgewurzelt wie der Fels im Meer, der Baum im Walde — das ist Bauernart. Heute, wie gestern und alle Tage . . . So dachte er, und der Pflug zog dabei weiter seine Furchen durch die Heimaterde.

Dieser Pflug gefiel ihm; er wäre besser als der alte, kleine, den sie früher, vor den Deutschen, hier brauchten. Er hatte zu Hause noch solch einen alten liegen. Eine Schande, daß der neue von den Deutschen stammte. Er wäre selbst auf diesen neuen Pflug gekommen, denn wer seine Sache kennt, der kommt auch auf Verbesserungen, und es wäre doch klar, daß der Pflug besser sei, der tiefer einschneide! . . .

Die Ochsen standen. Der Pflug stockte. Sofort war er mit der Hacke dabei und förderte nach längerer Arbeit einen großen Feldstein zutage, den er mit vieler Mühe an den Felsrand rollte. „Teufel, immer noch Steine!“ Aber so sei der Boden der Heimat, steinig, armselig, aber gerade darum um so teurer, um so lieber.

Mit dem Hemdärmel wischte er sich die nasse Stirne und trieb die Ochsen weiter. Schwerfällig keuchend zogen sie den Pflug, aber es mußte so sein, vor Mittag gab's keine Ruhe . . . Dieses Frühjahr ließe sich gut an, und wenn sein Bruderssohn bald zu ihm käme, dann könnte er wohl auch daran denken,

den Streifen Unland am Meer urbar zu machen. Eine dritte Kuh wolle er sich auch kaufen. Ja, diese Deutschen, die hätten es besser. Wutschnaubend gedachte er der sechzig Milchkühe im Seehofer Stall. Wie ungleich der Besitz auf Erden verteilt sei! Das müsse anders werden! . . . Sie mögen nur etwas warten, es würde schon kommen. Er lächelte ingrimmig und warf einen wütenden Blick auf Seehof, dessen Turm über die Waldspitze ragte.

Er war ans Ende der Furche gekommen und wendete den Pflug, aber die Tiere gingen keinen Schritt weiter. Da gönnte er ihnen eine kleine Erholung. Selbst setzte er sich an den Feldbrand. Ueber ihm Lärchenjubel, aus fernem Walde Ruckruf. Er hörte es nicht. Der Bauer hat keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, die ihm nur das Arbeitsfeld, der Nährboden, der Ader ist, in den man hoffend sät und von dem man freudig erntet. Man mache ihm keinen Vorwurf deswegen, ist's doch nur eine natürliche Folge seines so genussarmen, aber arbeitsreichen Lebens, seines unmittelbaren, immerwährenden Schaffens in und mit der Natur . . .

Gerade vor sich im Tale sah er sein Gesinde. Blauer Rauch aus niedrigem Rauchfang. Die Mittagsuppe wurde gekocht. Von seinem Weibe! Als er sie auf Wunsch seines Vaters zu sich nahm, hätte er nur ihre Schönheit gesehen und nicht daran gedacht, was ihn jetzt mit Aerger erfüllte. Damals wären auch ruhigere Zeiten gewesen. Damals lebten Esten und Deutsche im Frieden nebeneinander, wenigstens im scheinbaren . . .

Aber nun? Was mache er nun mit dem unreinen Blute? Die ihm die Augen geöffnet, hätten ja auch recht. Aber gut sei sein Weib gegen ihn doch immer gewesen, eine musterhafte Wirtin und fleißig. Und die Tochter? In ihr stecke ja auch sein Blut, sein reines, estnisches! . . . Als ob der frisch aufgeworfenen Scholle ein warmer Hauch entstiege, der auch sein Herz, das arbeitsstarke, berührte! . . .

Als ob die Heimatscholle ihm Kräfte der Liebe eingeflößt, die er bisher nicht gekannt! . . . Er wolle versuchen, friedlicher mit denen zu Hause zu sein. Ob das schwer zu machen sei? Aber Blößen wolle er sich auch nicht geben und auch nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen . . . Wie sie sich wohl benehmen würden, wenn man sie plötzlich freundlich behandle? Ob's ihnen am Ende nicht unangenehm wäre? . . . Er wollte es an seinen Döksen versuchen. Aber die hätte er ja nie — ungerecht und — lieblos behandelt, sondern nur streng? Aber verlangt hätte er von ihnen auch gar viel Arbeit und Ausdauer — ganz so, wie von den Weibern . . . Er raufte frisches Gras aus und hielt es dem einen der beiden Döksen hin.

Der nahm es an und kaute gemächlich.

„Nun, schmeckt's, dummes Tier?“

Der Döксе kaute weiter, wandte aber den Kopf zu ihm.

„So, willst noch?“

Auch die zweite Gabe verschwand im Döksenmaule.

„Also immer wieder? Immer noch? Du unerfättliches Tier.“

Der Döксе schlug mit dem Schwanz um sich und stand unbeweglich da, aber nun wandte der andere seinen Kopf dem Bauer zu.

„Aha, auch du! Natürlich, was dem einen recht ist, ist dem andern billig! Nun weiß ich, wie's zu Hause sein wird!“ . . .

* * *

Er saß zu Hause am Mittagstisch. Die Bäuerin hatte Schaffsfleisch, Suppe, Milch und Schwarzbrot in hölzernen Geschirren und auf hölzernen Platten aufgetragen; auch Salz fehlte nicht, das ihnen das Gut gestellt hatte. Alter Gewohnheit gemäß schwiegen die Frauen am Tisch. Der Bauer liebte beim Essen das Reden nicht. Und er aß kräftig, und alles war still. Er war mit dem Anfang zufrieden; es war alles, wie sonst. Sie merkten noch nichts. Aber nun war's Zeit. Er dachte an den Döksen und legte der Tochter ein großes Stück vor. Sprechen tat er nichts dabei. Die Tochter sah den Vater an und dann die Mutter. Die Mutter tat dasselbe.

„Danke!“ sagte Salme darauf schüchtern und zwang sich zum Essen, obgleich sie nichts mochte. Der Bauer war's zufrieden. Nach einer Weile legte er ihr noch ein Stück vor. „Aber lieber Vater!“ Die Bäuerin sah hastig auf ihren emsig weiteressenden Mann, dessen Augen glücklich strahlten. „Aha, auch du! Ganz wie auf dem Felde!“ Er nahm vom eigenen ein großes Stück und legte es seinem Weibe vor. Sie errötete, stumm dankend. Er merkte es wohl, denn er schielte beim Essen auf beide, sagte aber nichts, obgleich er

sich seines Erfolges freute. Der Milchbecher kreiste von Mund zu Mund, wie ein Friedensbecher. Auch das war lange nicht dagewesen. Die beiden Frauen wußten sich vor Glück nicht zu lassen, auch er lächelte einmal, ganz flüchtig, denn er wollte sich beherrschen. Nur nicht zu viel auf einmal. Bevor er zur Arbeit ging, hatte er für beide noch ein freundliches Wort. Dem Weibe sagte er: „Das Essen war gut“, und der Tochter: „Bei Jungen heilen Wunden schnell!“ Dann ging er zu seinen Fischkörben . . .

Nun war also Friede im Hause! Sie konnten sich dieses Wunder gar nicht erklären, wenn sie auch mit der Tatsache zufrieden waren.

In einem Bauernhause grübelt man nicht lange. Seelische Erregungen werden durch körperliche Arbeiten von selbst zurückgedrängt.

So ist's auf der Erde. Vor dem blutigroten Ende ist's noch mal hell und freundlich. „Morgenlicht“ nennen's die Menschen — „Abendrot“ das unbarmherzige Schicksal . . .

Nach getaner Arbeit setzte Salme sich abends zur Mutter an den Webstuhl und schaute der Arbeit zu.

„Ich hab' dir noch nicht alles erzählt, wie's kam“, sagte sie in ihrer geraden Art zur Mutter. Und dann erzählte sie alles, was wir bereits wissen.

Die Mutter dagegen verschwieg ihr Erlebnis mit Gert Eberhard. Nun, wo's wieder Glück und Frieden im Hause gab, mochte sie nicht daran denken. So saßen sie still beieinander; aber ihre Gedanken gingen denselben Weg; beide dachten an den jungen Herrn, beide kamen zum Schluß, daß ein weiteres Ausmalen vergeb-

lich wäre — die Mutter hätte eigentlich ein wenig hoffnungsvoller sein können, aber der Jungen legte es sich schwer aufs Herz, als ob eine Kraft von ihr wiche, die unerseßlich war. . . . Abends war der Bauer freundlich wie zuvor. . . . Als die Eltern sich zur Ruhe begaben, ging Salme vor's Haus und setzte sich unter die knorrige Eiche, am Zaun des Hofes. Der Baum war sehr alt. Es sei ein alter, heidnischer Opferbaum der Esten gewesen, hieß es. Man sah von hier das offene Meer, das Stranddorf, wo Linda wohnte, und auch das Herrenhaus. . . . Dort wohnte ihr Lebensretter, an den sie immer und immer wieder denken mußte. Was war er ihr, was sie ihm? War's nicht sinnlos, drüber nachzudenken? War's nicht klüger, ihn zu vergessen? Bisher hatte das Leben selbst sie nicht mit Märchenaugen angesehen, aber dennoch strebte etwas in ihr — wohl eine Gabe ihres „anderen“ Blutes, voll glühenden Verlangens — ja, wonach? Nach Glück? Sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß sie anders war als die, die sie umgaben, so daß sie nicht nur im Essen, Arbeiten und Schlafen den Inhalt dieses Lebens sehen konnte. . . . Sie hatte nun wirklich ein Märchen erlebt! Es war ein Märchenprinz gekommen, jung, schön und stark, hatte sie vom Tode errettet und ins Elternhaus getragen. . . . Sollte sie nun wieder im Alltagsleben versinken und warten, bis ein braver Bauernbursche sie ins Brautgemach führte? Einer von ihresgleichen? Des Vaters Brudersohn würde bald ins Haus kommen — würde er nicht mit ihr zusammen wieder gehen? Sie kannte ihn. Es war kein unebner Bursche, begütert und fleißig. Was würde sie dem

Wünsche des Vaters entgegensetzen dürfen? Des Vaters, der jetzt so lieb mit ihr war? Sie hatte nicht üble Lust, den Verband abzureißen und zu verbluten wie das todwunde Reh im Walde . . .

Am Himmel zogen die Abendwolken im Fluge dahin. Die Sonne tief überm Meer. Kein Vogellaut. In der Eiche nur rauschte es geisterhaft. Ihr Herz schlug laut. Ihre Seele aber nahm höheren Flug, und ungezwungen und ungewollt formten sich ihre Gedanken zu Worten und sie summte ein eben erlebtes Lied leise vor sich hin, während die Tränen ihr über's Angesicht rollten:

„Ihr Wolken im schimmernden Abendkleid,
Von Lüften des Lenzes getragen,
Warum steht bei der Liebe das Leid?
Gebt Antwort auf meine Fragen!
Ihr zieht so hoch am Himmel hin
Und könnt drum weiter sehen,
Warum — nicht jaßt's mein trüber Sinn —
Muß Leid bei Liebe stehen?
Nun ist die Welt der Wunder voll,
Und alle Sterne scheinen,
Sagt, warum ich alleine soll
Nach meinem Glücke weinen?
Es kam zu mir, ich such' es nicht,
So hell, nicht kann ich's fassen —
War seiner tiefsten Seele Licht —
Und nun soll ich es lassen!
Der Hoffnung letzter Strahl verglimmt
Wie eine müde Kerze —
Nicht mir bestimmt, nicht mir bestimmt, —
O, brich, mein armes Herz!“

Viertes Kapitel.

Laßt uns essen und trinken.

Auf Seehof war der Strandungstag fein sämftiglich verlaufen, nachdem alle bösen Gelüste und Begehrlichkeiten auf fremdes Gut diesmal von der sehr energisch auftretenden Hausfrau siegreich abgetan worden waren. Auch den gewohnheitsmäßigen Seeräubern unter den Bauern war es ein harter Schlag gewesen. Am schnellsten dachte Linda um, die den noch immer die Rogge umstehenden Bauern eine ungefärbte Standrede hielt:

„Was steht ihr denn immer noch hier herum mit Hangmäulern, wie die Wölfe vor dem Schafstall, wo sie nicht 'rein kommen, weil die Tür vermacht ist? Habt ihr's denn nicht begriffen, ihr Plattfüße und Dickhädel, daß das Schiff von der Frau ihrem Better ist? Wollt wohl am helllichten Tag die eigene Herrschaft berauben, ihr Sumpfhühner, was? Schert euch zum Teufel!“

Sie selbst ging mit gutem Beispiel voran und die Bauern folgten ihr, einer nach dem anderen, sehr zur Freude der Wache, welche nun endlich zur Ruhe kam.

Der Eigner der Rogge war Zeuge dieser Rede gewesen; nun winkte er Linda heran und ließ ihr ein

Stück holländischen Weizens geben. Ueberglücklich verließ die also Beschenkte den Hof und eilte nach Hause.

Derweil hatte Frau Ursula mit ihrem Vetter ein längeres Gespräch, und man kam überein, die Ladung aus der völlig wradgeschlagenen Rogge auf dem Landwege nach Reval zu schaffen und dort zu verkaufen. So verging die Zeit, ohne daß die Brüder um ihren Rat gefragt wurden. Die Gewalt war wirklich in die Hände der sanften Hausfrau übergegangen — eine Palastrevolution ohne Blutvergießen.

Das koste die Brüder mit dem schlechten Gewissen und den Langschwertern an der Seite ganz gewaltig, und sie gingen den ganzen Tag wie zwei brüllende Löwen umher, nur daß sie nicht brüllten, aber wehe dem, der ihnen heute in den Weg getreten wäre! Frau Ursula begriff die Lage und war mit den Töchtern und dem Schiffsherrn den ganzen Tag unsichtbar. Sehr verärgert legten sich die Brüder nach einem gehörigen Nachtrunk frühzeitig zur Ruhe. Sie hausten in einem Zimmer. Bald schlief in Seehof alles, bis auf die Schiffswache. Der Eigner selbst war aufs Brad gegangen — „für alle Fälle“ —, wie er sagte. Frühmorgens erwachten die Brüder gleichzeitig, was sich durch ein gleichzeitiges Räuspern äußerte. Dann Stille. Niemand wollte sprechen. Schließlich faßte der Hausherr sich ein Herz:

„Scheußlich!“

„Aber ganz asig!“

„Die ganze Autorität zum Teibel!“

„Um sich an einer Salzsäule emporzulecken!“

„Emporzulecken!“

„Dieser hüftlahme Lübeder!“

„Lübeder!“

„Dieses Kududsei und Satansbraten!“

„Satansei!“

Nun stöhnten alle beide. Nach einer längeren Pause wurde das Gespräch fortgesetzt:

„Ich geh' heute nicht raus!“

„'s könnte gemacht werden!“

„Ich bleib' überhaupt im Bett!“

„Mich treibt auch nichts unter die Saubande!“

„Bleiben wir!“

„Bleiben wir!“

Sie wälzten sich vernehmlich auf ihrem Dornenlager.

„Bruder!“

„Ja!“

„Ein Teil der Ladung soll aus schönsten spanischen Weinen bestehen!“

Udo steckte ein Bein aus dem Bett.

„Liegen bleiben!“ Betrübt zog er sein Bein wieder hoch.

„Wer wird den auslaufen?“

„Wir kaum.“

„Das fragt sich noch sehr!“

„Wie so? Hast du 'n Plan?“

„Nein, aber einen Willen!“

„Das ist schon was.“

„Wir müssen ihn schließlich doch selbst austrinken!“

„Man könnte ihn ja auch abkaufen.“

„Sawohl, aber billig muß er sein.“

„Nicht überm Marktpreis.“

„Du meinst?“

„Na, bis jetzt hat der Herr Better es nicht bewiesen, daß er gern schenkt.“

„Man könnte ihn zwingen.“

„Zwing' du den!“

„Ja, wenn Ursula nicht wär!“

„Na, aufhängen kann ich sie doch nicht.“

„Aber den fremden Herläufing kannst du einsperren, bis er windelweich ist.“

„Im Keller bin ich noch der Herr!“

Da wurde an die Tür geklopft. Eine Magd bat zum Frühstück.

„Wir kommen nicht!“ . . . „Was sagt der Herr?“ . . .

„Daß wir heute überhaupt nicht mehr aus dem Bette kraufen werden!“

„Herr, erbarme dich!“ stöhnte die Magd.

„Ja, begreifst du denn überhaupt nichts mehr, Kanaille?“

Ein schwerer Stiefel flog an die Tür, und kreischend lief die Magd von dannen. Die Brüder lachten erschütternd laut. Dann aber blieben sie lautlos liegen. Sie harrten der kommenden Dinge. Sie fühlten sich von nun an wie in einer belagerten Festung und wollten sich nicht so leicht ergeben. Als die Magd die Antwort brachte, wußte Frau Ursula nicht, was sie denken sollte. So was hatte sie doch noch nicht erlebt — im Gegenteil, zum Frühstück waren die Brüder immer erschienen, auch nach durchzechter Nacht. Birgitte und Selma wußten sich noch weniger zu finden, und der

Schiffsführer, der die Brüder doch am wenigsten kannte, lächelte. Gert Eberhard schwieg. Es wurde die Frage aufgeworfen, was beginnen. Ursula wollte selbst hingehen, aber der Better redete es ihr aus: sie solle sich nicht erniedrigen, dieser offenbare Widerstand und diese Nichtachtung der Hausordnung hätten einen Grund, den man sich erst klar machen müsse; er selbst glaube, daß das Nichtauskommen der Plünderung die Brüder in diese Wut versetzt habe, und daß man gerade deshalb warten müsse. Die Zeit würde Wunder tun. Und so blieb es derweil.

Da die Alten nicht kamen, mußte Gert Eberhard in die Wirtschaft. Er ordnete zusammen mit dem Inspektor das Nötige an; die Knechte begaben sich auf die Felder, das Vieh wurde aus den Ställen getrieben und die nötigen Hausarbeiten eingeleitet. Dann war Gert Eberhard frei. . . . Er bestieg den Turm und hielt Ausschau. Das Bild hatte er tausendmal gesehen, das sich ihm hier darbot. Aber so gleichgültig betrachtete er es noch nie, wie heute. Was ging ihn das alles an? Sein Vater wäre noch rüstig und könnte noch zwanzig Jahre leben. Er wollte ihn nicht stören. Inhaltlos kam ihm sein ganzes Leben vor. Ein Tag wie der andere. Ewig dieselbe Arbeit, ewig dasselbe schale Vergnügen. Kein großer Zug im Ganzen, kein vorwärts, aufwärts gerichteter Gedanke. . . . Dort lag der Eskohof. Ob sie das Wundfieber bekommen? Warum dachte er immer an sie? Heiraten konnte er sie ja doch nicht. Sie hätten ihn totgeschlagen, die Herren vom Adel, der Vater, der Onkel, einer der Nachbarn — einer wär's bestimmt

gewesen, der seinem Stande diesen Liebesdienst erwiesen hätte.

„Junger Herr, ich liebe euch!“ . . . Dieser Worte erinnerte er sich auch heute, und sie klangen ihm lieb und traut. . . . Mißmutig stieg er die Treppe hinab und ging zum Tor hinaus. Auf der Straße, gerade vor dem Tor, kam ihm Märt, der Sohn des Kömmegefindewirtes entgegen, der ein hübscher, baumlanger Kerl war. Auf dem Rücken trug er ein großes Bündel.

„Wohin, Märt?“

„Zum Onkel, ins Esfogesinde!“

„Was dort?“

„Will in der Wirtschaft helfen!“

„Recht so, Glückauf!“

Das also wäre sein Nebenbuhler! Er wußte es, bei den Bauern ging es schnell. Eine gute Arbeitskraft, ein bißchen Mitgift, Uebereinstimmung der Eltern, und das junge Paar wird zusammengegeben. Viel gefragt wurde da nicht, was die Brautleute sagten. Sie fügten sich ja auch immer. Was wußte das einfache Volk von Liebe? Sie tauschten ihre Kinder, wie sie ihre Pferde und Rühle tauschten, oder leihweise dem Nachbar zur Feldarbeit und Benutzung anboten. Aber sie, Salme, wäre doch aus anderem Schläge — freilich, aber was konnte sie dagegen tun? Sie hätte willenlos zu gehorchen . . .

Aber wäre es denn mit ihm anders bestellt? Der Form nach — ja, dem Wesen nach — nein. Er dachte drüber nach, als ob er sich einer wirklichen Liebesheirat in seinen Kreisen erinnern könne. Er fand kaum

eine. Auch hier Wirtschaftsfragen, Guts- und Geldinteressen, weiter nichts. Darum wären auch die Ehen so vielfach unglückliche, und die Nebenfrauen und die „Mutgeberinnen“ gang und gäbe. . . .

Auch er würde verschachert werden, er ahnte es auch an wen; Eva Rosenwald wär' es von Großental. Es wäre ja nicht zu leugnen: reinrassig, reich und schön, könnte sie schon das Glück mit sich bringen, aber er würde standhaft bleiben, entweder die dort aus dem Bauernhose — er lachte dabei ingrimmig — oder keine. Die Löwenburgs brauchten kein fremdes Geld, kein neues Feld, und er wäre hier doch der einzige Erbe. Und wenn er unbeweibt stürbe? Wär's wirklich ein Unglück fürs Land, wenn mit ihm die Löwenburgs zu Grabe getragen würden? Gute Landwirte wären im Lande genügend vorhanden. Man könne sie alle über einen Kamm scheren — alle . . . Das wäre ja gerade das Unglück des Landes, daß alles nach der Schablone gehe — Ansichten und Taten, Worte, Leben, Gedanken . . . Deshalb gäbe es auch so selten einen Menschen mit eigenen Ansichten, einen, der etwas Besonderes wollte. Wer könnte hier Wandel schaffen? Was müßte das für ein willensstarker Mensch sein! . . . In solcher Stimmung wanderte er wieder heimwärts . . . In ihrer Kemenate saßen seine beiden vielgeliebten Schwestern, wie zwei Vögel im goldenen Käfig. Sie taten ihm herzlich leid. Auch sie wären um ihre Jugend, um ihre Freiheit, um ihr Glück betrogen, nicht vom Vater und erst recht nicht von der guten Mutter, sondern von ihrem Stande, vom Ueblichen. Auch ihrer harrte das Verkuppeltwerden . . .

Birgitte und Selma empfingen ihn freudig erregt. Der fremde Onkel hätte ihnen aus seiner Schiffs- ladung allerhand Puß und Zierat, Ketten, Gürtel mit kostbaren Steinen besetzt, Röcke aus Damast und Camelot und pelzverbrämte Kleider geschenkt. Und sie zeigten ihm alle Herrlichkeiten.

Gert Eberhard freute sich nicht. Er dachte an sie als an zwei zu verkaufende Bräute, die der Mitgift wegen hoch im Preise standen. Selma und Birgitte verstanden ihren schweigsamen Bruder gar nicht und schmollten; aber losließen sie ihn doch nicht, sondern zogen ihn, halb mit Gewalt, ins Freie. Als sie an der Schlafstube der Brüder vorbeigingen, vernahmen sie ein gewaltiges Schnarchen. Wie zwei Sägen, die nebeneinander durch astreiches Holz fuhren, so klang es. Die Widerpenstigen hatten das bessere Teil erwählt.

„Jetzt kommst du aufs Schiff“, sagte Birgitte, und hatte sich in seinen rechten Arm. Selma faßte ihn links . . . So ging die Jugend von Seehof in inniger Gemeinschaft durch Hof und Garten an den Meeres- strand. Die Mädchen waren glücklich. Wie leicht ist die Jugend glücklich zu machen! Es kommen die Jahre, wo es schwerer wird. Sollte der Grund darin be- stehen, daß zum Glücke die Hoffnung gehört? . . . Bevor die Mädchen zum Brack gelangen konnten, mußten sie durch das Gesinde des Strandbauers, und dort wurden sie zufällige Zeugen eines sonderbaren und originellen Auftritts:

Linda, die Tochter des Strandbauers, trieb mit Stochschlägen einen jungen Mann vor sich her, der

auf ängstlicher Flucht begriffen war; dabei rief sie in höchster Wut mit ihrer lauten, schrillen Stimme:

„Nimm zurück alle Küsse! Raus aus dem Haus, verlaustes Luder, und daß du dir nicht mehr gestehst zurückzukommen; grüß dein neues Lieb!“

Sie schlug und er lief. Als sie aber die jungen Herrschaften kommen sah, warf sie den Stock ins Gras und grüßte verlegen; sie war puterrot und atmete schwer.

„Wen segnetest du?“ fragte Selma lachend.

„Nicht der Rede wert, Jungfer, 's war 'n Strauch- dieb.“

„Am Ende dein ungetreuer Schatz?“ warf Birgitte leicht hin ein.

„Das könnte schon sein, Jungfer!“

Und Birgitte fragte weiter: „Glaubst du, daß der den Spaß versteht und wiederkommt?“

„Das soll er nur wagen, dieser Hechtschwanz; ich schlug' ihm alle Zähne ein, wenn er's wagt!“

„Was hat er dir denn getan?“ fragte Selma teilnehmend.

„Er geht nach einer Reichen; ich hab' ihm den Gang gesegnet!“

„Und bist nicht traurig?“ kam's aus Birgittens Mund.

„Das sollte noch gerad' fehlen! Krieg' auch 'n Besseren, wenn's gerad' sein sollt'; kam' aber auch ohne so 'n Mannsbild aus! Jungfrau, haltet die Augen offen, auch unter den Großen gibt's Un- geziefer, nichts für ungut . . .“

Die Mädchen lüchelten; Gert Eberhard dachte: „Ein probates Mittel, wenn nichts anderes hilft.“

Selma meinte im Weitergeh'n: „Auch in den Ritterepen schlugen sie sich, aber da prügelt er!“

Unter solchen Gesprächen waren sie bis zum Brack gekommen, das nun ganz trocken lag, denn dem Sturm war eine Stille gefolgt, und das Meer war zurückgetreten. Das Schiff lag nach Steuerbord geneigt im Sande, die Spitze an einen Irriblock angestückt. Die Wache ließ sie durch. Zu ihrer großen Freude war die Mutter bereits dort. Sie sahen auf dem Verdeck und lauschten der Schilderung des Schiffsherrn, der vom letzten verhängnisvollen Sturmtage sprach. Aber auch von Lübeck, seiner Vaterstadt, erzählte er mancherlei, dem er Reval vergleichsweise an die Seite stellte. Man merkte es dem wetterharten Seemann an, daß er auf seine Vaterstadt, diesen mächtigen Borort der Hansa, ordentlich stolz war, während die Löwenburgs für Reval, die Dänenstadt, wenig übrig hatten. Dann aber berührte er auch eine ganz andere Frage: Die Bauernaufstände allenthalben im Westen Europas, und er meinte, daß diese Bewegung auch sehr leicht hierher übergreifen könnte. Aber da war Gert Eberhard anderer Ansicht: der hiesige Bauer hätte ein erträgliches Leben und er würde die deutsche Herrschaft wohl kaum vernichten, da sie dem Lande unstreitig viel Gutes gebracht habe. Der Lübecker bezweifelte es stark, redete aber nicht weiter darüber.

Wie er den Löwenburgs gefiel in seiner ruhigen Art! Hatte er doch so gar nichts von dem Großtuer-

schen, Aufbrausenden, Besserwissenwollen an sich, wie es hier zu Lande üblich war . . .

Im Verlaufe des Gespräches wollte Ursula etwas über Schiff und Ladung erfahren, und da erwiderte der Eigner, daß er seinen Plan, die Waren auf dem Landwege nach Reval zu führen, der großen Kosten wegen aufgegeben habe; es wäre ihm am liebsten, den Inhalt des Brades von Bord des Schiffes aus zu verkaufen.

Darauf erwiderte Frau Ursula, daß sich aus der Umgegend gewiß die nötigen Käufer finden würden, wenn es nur erst bekanntgegeben worden wäre, daß hier in Seehof so viel des Schönen zu haben sei. Und das brachte das Gespräch auf den Inhalt der Rogge.

„Ich wollte meine ganze Ladung in Narwa an den Mann bringen“, sagte der Lübecker, „und ich bin diesmal recht vielseitig gewesen im Zusammenstellen meines Schazes: Salz, Weine, Tuche, Kleider, Schmuckwaren, Leinen und Waffen beherbergt der Bauch meiner Rogge, aber gerade der Waffen wegen weiß ich nicht, wie ich den Verkauf gestalten soll, daß sie nicht in die Hände der Esten fallen, mit denen ihr doch über kurz oder lang werdet kämpfen müssen. In Narwa sollten die Waffen nach Rußland beordert werden, das für euch keine unmittelbare Gefahr bildet.“

„Man könnte die Waffen auch dem Deutschorden anbieten“, meinte Gert Eberhard, „der kämpft beständig und ist uns befreundet.“

Dieser Rat gefiel dem Eigner. Zum Schluß bewirtete er seine Gäste mit Wein und süßem Gebäck,

wie man solches hier gar nicht kannte. Die Mädchen naschten gewaltig und warfen „süße“ Blicke auf ihren lieben, deutschen Onkel.

So verplauderten sie ein gutes Stündchen, und als sie aufbrachen, befahl der Lübecker, zwei Faß besten spanischen Weines nach Seehof zu schaffen.

„Jedem Schmoller einen Schnuller!“ sagte er.

Zu Hause angekommen, fand Frau Ursula einen prächtigen Halschmuck vor, und Gert Eberhard Schwert und Dolch von feinsten Arbeit. So hatte der „arme Schiffsbrüchige“, wie er sich selbst ausdrückte, ganz Seehof fürstlich beschenkt . . .

Auch das nun folgende Mittagmahl wurde ohne die plötzlich wieder laut schnarchenden Brüder eingenommen, und das Dienstmädchen hatte wahrscheinlich recht mit der Behauptung, daß das Schnarchen am lautesten töne, wenn vor dem Zimmer vernehmlich gegangen werde. Der ernste und schweigsame Gert Eberhard sagte dem fremden Onkel immer mehr zu. Er hätte ihm gern, wenn's sein sollte, eine Zukunft in Deutschland gesichert und sprach mit ihm bei Tische gelegentlich darüber. Wie freute er sich, als Gert Eberhard begeistert auf seinen Plan einging.

Die Schwestern verstanden ihren Bruder nicht, die Mutter wohl; sie hatte immer wieder an seinen Vorfall mit den Hunden und an die Errettung eines Menschen aus Lebensgefahr denken müssen; sie hatte auch sein Leben in den letzten Tagen und seine sich immer gleichbleibende Traurigkeit und Verstimmtheit beobachtet — sie wußte es: gegen die Macht so tiefer Liebe kämpfte nichts an, und der Tag, an welchem

ihr Erstgeborener sein Bündel Schnüre würde, wäre nicht fern . . .

Das Mahl war beendet. Die Brüder schnarchten noch immer. Da kam auch für sie die Erlösung aus Traumesbanden.

Es hatte sich mit Blitzesschnelle die Nachricht verbreitet, daß am Seehofer Strande eine Rogge gescheitert sei, und daß die Strandherren vom Strandrecht diesmal nicht Gebrauch gemacht hätten, weil der Eigner ein Vetter der Guts herrin sei, und daß die Ladung, wenn sich Käufer finden würden, vielleicht auch an Ort und Stelle verkauft werden könnte. Da gab's kein Warten. Sie kamen zu Roß und Wagen, teils allein, teils mit Weib und Kind, die Ordensvasallen der Umgegend, die Rosenwalds und die Musterstetts zu je drei, nämlich die Rosenwalds mit der Tochter und die Musterstetts mit dem Sohn — die Friedeschilds mit zwei Söhnen und einer Tochter, die sonst sehr seghaften Rammerflusses, und auch der alte einsame Herr von Carlosstein, so daß auf Seehof im Handumdrehen — hast du nicht geseh'n — von der Hausfrau vierzehn Gäste freundlich bewillkommen wurden.

Gab das ein Rennen und Laufen im Hause, aber auch ein Schnarchen im bewußten Zimmer, daß sich die Stredtbalken bogen!

Nach allem Hin und Her der ersten Begrüßung wurde die Frage aufgeworfen, ob die Brüder außer Landes seien, und da mußte die Hausfrau denn schließlich mit der Wahrheit heraus — daß sie schon den zweiten Tag schliefen und gar nicht aufzurütteln seien.

Ein unbändiges Massengelächter war die Antwort darauf, es hallte im ganzen Hause wider, ja es drang auch in die Leidenskammer der sich so arg geschunden fühlenden Raubritter, daß ihr Schnarchen verstummte.

„Udo!“

„Jawohl!“

„Gäste!“

„Hm!“

„Was nun?“

„Warten!“

Schwer fiel's ihnen wohl, aber einen anderen Ausweg gab's nicht, schon ihrer Mannesehre wegen und weil sie Charakter zeigen mußten.

Wenn doch die Magd wiederkäme oder Gert Eberhard. Eine Zeitlang blieb alles im Hause still. Dann wieder lautes Gelächter.

„Du! Sie trinken schon!“

„Das wär' ja fürchtbar!“

„Sollen wir doch nicht am Ende aufsteh'n?“

„Noch nicht!“

Die Tantalusqualen gingen weiter; kalter Schweiß bedeckte die Körper, das Gefühl des Durstes wurde schrecklich groß . . . Endlich kam die Erlösung. Sie kam von außen und die Festung ergab sich. Schritte. Schnarchen. Ein Poltern an der Tür. Drin ein stärkeres Schnarchen.

„Kerls, seid ihr dwatsch!“ Sie kannten die Stimme, riefen aber doch gleichzeitig:

„Wer da?“

„Wer drinnen?“

„Carlos, alter Junge!“

„Nun natürlich; aufgemacht!“

„Ist los, drüd' nur!“

Als er eintrat, fuhren zwei geketzte Männer mit affenartiger Geschwindigkeit in die Kleidungsstücke, die man zuerst anzuziehen pflegt.

„Carlos!“ — So nannten sie ihren alten Freund; das „stein“ schenkten sie sich. Und er sprach:

„Hab's mir zusammengereimt, ihr ollen Tagediebe! Maulen nennt man euer Benehmen, ihr vermaledeiten Strandräuber! Aber nun fix! Es warten alle auf euch, und das lange!“

Und der Gast führte die Hausherren zu den übrigen Gästen.

Die von Rosenwald hatte einen argen Zungenfehler, aber, redelustig wie immer, wandte sie sich freudestrahlend an den Hausherrn:

„Ich ta—kann es gar nicht ausspr—spre—chen, wie wir uns fr—fr—freuen, wieder mal in See—seehof zu sein, die Fa—fahrt war lang, aber der Wa—wagen hatte ein weiches Po—polster und so gi—ging es.“

Nach dieser sie selbst sehr angreifenden Redeleistung wandte sie sich an Udo, der gleich seinem Bruder wie eine Sonne strahlte . . .

Bierzehn Gäste und unerwartete dazu — und doch schien das die Hausfrau nicht im mindesten aufzuregen. In einem reichen und vornehmen Hause damaliger Zeit strotzten Keller und Lagerräume von Borräten, und in Küche und Wirtschaft gab's so viel erprobte und gewandte Hände, daß diesem Ansturm mit Ruhe entgegengesehen werden konnte. Auch ein Nachtlager mußte beschafft werden, und auch das

geschah. Bald kam das Gespräch auf die gestrandete Kogge, und der Eigner war bereit, seine Ladung sofort zu verkaufen. In fröhlichem Geplauder ging's zum Brad. Man muß sagen, daß die estländischen Herren nicht schwer zu behandeln waren; der Eigner staunte über die Großzügigkeit seiner Käufer, die nicht kleinlich feilschten. Schwere Arbeit gab's für Matrosen und Hofsknechte, aus dem schier bodenlosen Schiffsraum die einzelnen Stücke der Ladung hervorzuholen, obgleich das Salz, die Hauptladung, aus der Kogge verkauft wurde.

Ein Fall ganz besonderer Art war's mit den Waffen. Verheimlichen konnte man ihr Vorhandensein nicht, und so entschloß sich der Besitzer, diese auch öffentlich zu versteigern. Obgleich die Herren sich über und über mit Schwertern, Dolchen, Speeren und Streitkolben versahen, so blieb doch eine beträchtliche Menge übrig, für die sich ein Käufer fand — ein gänzlich unbekannter Mann; er trat bescheiden und dennoch selbstbewußt auf und gab an, mit dem Orden in Verbindung zu stehen, für den er auch verhandle. Man einigte sich ohne weiteres dahin, daß die gekauften Waffen auf Seehof verbleiben sollten, bis man beim Ordensmeister nachgefragt hätte.

Die kleinen Partien an Kleidern, Linnen, Stoffen und Schmuck wurden restlos verkauft; aber einen wahren Sturm entfachte der letzte Artikel, der Wein. Hier kam es zum förmlichen Ueberbieten. Hier war jedermanns Hand gegen jedermanns Hand. Hier gab's weder Gäste noch Hausherrn mehr. Der Lübeder verdiente das Vierfache vom gewollten Preise. Die

bittersten Gegner waren die Hausherrn und der von Musterstett, auch ein gewaltiger Trinker im Herrn.

Aber auch der Wein wurde verkauft. Alle Beteiligten waren befriedigt. Der Lübeder hatte eine solche Kauffreudigkeit und Großzügigkeit noch gar nicht erlebt. Geld spielte überhaupt keine Rolle, und was man sah, das mußte man auch haben.

Es war aber auch hohe Zeit, daß die Sache ihren Abschluß fand, denn die Sonne war bereits gesunken, als man wieder im Hause war.

Claus und Udo waren wie umgewandelt: erstens hartete ihrer heute ein Trinkgelage, dem sie selbst das Gepräge aufdrücken und die Dauer vorschreiben konnten, und dann hatte der Lübeder ihnen ja je ein Faß besten spanischen Bastardweines verehrt, und was für ein Faß, dem Maße nach! Sie hatten umgedacht; ehrfurchtsvoll schauten sie zu ihm auf. Ihre Freude kannte keine Grenzen... Noch vor Beginn des Mahles nahm der von Kammerfluß den Hausherrn beiseite und vertraute ihm ein wichtiges Geheimnis an: er habe seinem Eheeweibe infolge eines Ereignisses, das ewig ein Geheimnis bleiben müsse, versprochen, nie mehr im Leben einen Tropfen zu trinken, deshalb hätte er eine Riesenkanne, gefüllt mit süßem Beerensaft, mitgenommen, er bitte aber, diese „Zauche“ rechtzeitig und unbemerkt durch ein anderes, männlicheres Getränk zu ersetzen und vor seinem Platz, der nicht zu nahe von dem seiner Gattin zu sein brauche, hinstellen zu lassen; schließlich bitte er diese Sache als tiefstes Geheimnis zu bewahren.

„Aber selbstverständlich, lieber Kammerfluß, selbstverständlich!“

Raum hatten die Männer also ihre Sache erledigt, als die von Kammerfluß auf den Hausherrn zurauschte und ihm dieselbe Angelegenheit, unter dem tiefsten Siegel der Verschwiegenheit, gleichfalls ans Herz legte — allerdings unterschiedlich, denn von einem „Vertauschen“ der „Jauche“ mit einem männerwürdigeren Getränk war keine Rede.

„Aber selbstverständlich, liebe Frau von Kammerfluß, selbstverständlich!“ Ja, er ließ sogar durchblicken, der Schelm, daß er sich selbst mit dem Gedanken völliger Enthaltbarkeit trage und daß er nur bis zur Herbstes Tag- und Nachtgleiche, als der zu diesem einschneidenden Vorsatz günstigen Zeit, warte. Mit höchster Eleganz und in tiefster Befriedigung kaufte die vollendet gekleidete Dame einer anderen Gruppe entgegen, denn sie gab fast alles auf schöne Kleider und hatte nur eine beständige Sorge: das Haar, das in üppiger Pracht ihr Haupt umgab, gehörte nicht ihr und hatte die beständige Sucht, seinen Standort oder Liegeplatz zu verlassen, so daß sie des öftern mit der einen Hand an ihrem Haarwuchse tuschelte, was dem etwas böseartig veranlagten Rosenwald Gelegenheit gab, seiner Frau zuzulüftern: „Du, die Kammerfluß hat Käuse!“

Derweil schaute der zweite Sohn derer von Friedeschild, ein junger Grasshüpfer, aber auch ein gewaltiger Esser, angestrengt ins Nebenzimmer, in welchem der gedeckte Tisch bereits seit geraumer Zeit der Tafelgesellschaft harrte.

Max, der erste Sohn derer von Friedeschild, und Curt, der einzige derer von Musterstett, waren seit Jahren die dicksten Freunde, obwohl Max mehr vom Ahnendünkel erfüllt war, und Curt nur Sinn für Kleider hatte, so war das eigentlich doch kein Hindernis, die Seelenfreundschaft weiter zu pflegen, da keiner von beiden den weiteren Horizont sein eigen nannte und beide ein großes Verständnis und einen feinen Blick, man könnte auch „Spürsinn“ sagen, für die Frauen hatten, das heißt für solche, die nicht unliebenswürdig waren und niemand gern schmachten ließen. Sie waren eben nicht auf Laune, denn sie hatten sich überkauft und ihre Beutel waren leer.

Die beiden fremden jungen Damen, die schöne Eva von Rosenwald, die Gert Eberhard heute wie lebendiges Feuer meiden wollte, und „La“, eigentlich hieß sie Cordula, die anmutige Tochter derer von Friedeschild, standen mit den Haustöchtern in züchtiger Absonderung von den Männern und plauderten angeregt. „La“, die sehr gern, aber sehr falsch sang, gab den Freundinnen das neueste Modelied summend zum besten. Aber so gar neu schien's doch nicht zu sein, denn eine junge Dame meinte, daß sie dieses Lied schon einmal gehört hätte . . .

Da errötete „La“ ein wenig, aber ihre Stimme war gut, wie die Stimme aller jungen Damen, die gesund und munter sind.

Der von Musterstett, welcher, wie erwähnt, ein gewaltiger Trinker war, konnte mit seinem Eheweibe zufrieden sein. Er hatte sie sich aber auch auf den Rat des Revaler Stadtphysikus ausgesucht, welcher ein

grundgelehrter Mann war. Die Sache verhielt sich so: Er hatte schon als junger Mann mitunter an den Folgen seines starken Weingenußes zu leiden und wandte sich deswegen an den Medikus, wobei er ihm aber schon vor der Untersuchung erklärte, daß er das Trinken unter keiner Bedingung aufgeben werde.

„Na, dann saufen Sie was Sie wollen, aber fressen Sie auch was Sie können!“ lautete der Bescheid des Mediziners.

Der von Musterstett handelte auch danach: er suchte sich unter den Töchtern des Landes die beste Hausfrau aus, und seine Corinna, ein sanftes Geschöpf, sorgte nun auch für seines Leibes Nahrung. Sie war eigentlich nur in der Wirtschaft glücklich, und was hier an Vederbissen verzehrt wurde, das bildete das Landesgespräch und fand die eifrigste Nachahmung auch im Hause derer von Löwenburg, dessen Herrin, wie wir wissen, mehr fürs Geistige und Seelische war, weshalb sie sich in Küchenfragen gern mit fremden Federn schmückte, wenn es mal durchaus notwendig war, aufzutischen, daß die Platte sich bog.

Als letzte wollen wir noch kurz das Ehepaar derer von Friedeschild betrachten, denn die Tafel war wirklich schon gedeckt, wie es der jüngste von Friedeschild, der mit dem gesegneten Eßapparat, mehrfach betont hatte.

Die von Friedeschild war eine Dame, welche in erotischer Hinsicht Abwechslung liebte. Ihr Mann genügte ihr gewiß, aber zum Scharwenzeln und Schöntun brauchte sie noch andere.

Hocherhaben über Eifersucht und Mißtrauen stehend, war ihr Mann das, was man einen schönen Mann nennt. Er war „der Redner mit dem Brustton“; er sprach immer und bei jeder Gelegenheit und nur von den höchsten Tugenden des Menschentums, er gab sehr viel, ja alles darauf, was „man“ sagte, er war offiziell ein Hüter der Sitte und Tugend, verschwand aber von Zeit zu Zeit in einer Versenkung, und was er dann tat, das sah und hörte niemand; natürlich, die Lästereien verbreiteten gar schauerhafte Gerüchte, aber an Beweisen mangelte es stets. Nein, der von Friedeschild war ein Mustermensch; man dankte der Vorlesung für einen solchen Mann . . .

Gerade zur rechten Zeit haben wir uns mit den Gästen, wenn auch nur flüchtig, bekannt gemacht, denn nun bat die Hausfrau zur Abendtafel.

Es waren zwanzig Menschen, welche sich in zwangloser Ordnung an den Tisch setzten. Regel war es nur, daß Hausfrau und Hausherr an den kurzen Seiten des Tisches sich gegenüberßen und daß die Frauen die eine Langseite, die Männer die andere ausfüllten.

Das war eine Tafel!

Erhellte von unzähligen Wachslöchtern, bot sie einen Anblick dar, der Gaumen und Auge gleichermaßen erfreuen mußte. Da gab's Schafs- und Kalbsbraten, Geflügel und Schinken, eingemachte Neunaugen, geräucherten und gesalzenen Lachs, gebratenen Sandart und gekochten Hecht, holländischen und französischen Käse, gewürztes Gebäck, versilberte Konfekte, Früchte, Nüsse, versüßte Beeren und in der Mitte der Tafel einen vergoldeten Pfau.

Als die von Musterstett, die hervorragende Hausfrau, diese Aufmachung sah, erstaunte sie; es kam ihr so vor, als solle sie hier überboten werden, aber sie hatte ein gutes Herz und ärgerte sich nicht.

Der fremde Better aus Lübeck wunderte sich sehr über diesen Luxus. Gefallen tat er ihm nicht. An die Zeiten des untergehenden Roms dachte er.

Der alte Herr von Carlosstein rief's laut: Wer heute hungrig aufsteht, hat keinen menschlichen Magen! Na, so was, liebe Frau von Löwenburg, ist ja viel mehr als großartig; das ragt ja schon ins Märchenhafte!

Und nun hub ein Schneiden und ein Rauen an, daß es eine Art war. Freilich stand die Damenwelt in ihren Leistungen weit hinter denen der Männer zurück, und auch der Lübeder und Gert Eberhard waren mäßig, aber die anderen alle hielten sich ans Wort: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen!“ Dabei wurde zum Hinunterspülen der trockenen Speisen aus großen Krügen das beste Hamburger Bier getrunken, und als der von Rammerfluß, der so weit wie möglich von seinem Weibe entfernt saß, auch aus dem Krüge des neben ihm sitzenden Hausherrn trinken wollte, vernahm er das laute Räuspern der Ehefrau, die ihn beständig im Auge behielt, und gehorsam stellte er den Krug auf den Tisch; in seinem Herzen aber schwor er furchtbare Rache.

Die von Rosenwald, die mit dem Sprachfehler, stotterte sich kauend durch einen längeren Satz, den niemand verstand, während ihre schöne Tochter mit züchtig niedergeschlagenen Augen, der Sitte gemäß,

neben ihr saß und ein winziges Stücklein würzigen Tabulats mit schneeweißer Hand zum rosigen Mündchen führte. Ihr gestrenger Herr Vater hatte es ihr auf dem Wege hierher nahe gelegt, die Aufmerksamkeit des jungen von Löwenburg auf sich zu lenken, ein Auftrag, den sie gar nicht auszuführen verstand, den aber ihre linke Nachbarin, „La“, zu übernehmen schien, denn sie wandte sich etwas gegen die Sitte an Gert Eberhard mit einer Frage, die dieser jedoch völlig überhörte, denn sein Geist wandelte auf stillen Dorfpfaden. Er sah ein ärmliches Bauernhaus, und im halbdunklen Zimmer eine bleiche Kranke, aber er sah auch in demselben Bauernhause einen stattlichen Bauernburschen aus- und eingehen, und krampfhaft umschloß seine Hand das Messer, das vor ihm auf dem Tische lag.

Die anderen aber tafelten, und unter den zulangenden Griffen der Männer schmolzen die Speisberge zu kleinen Hügeln, und es war ein Brechen und Schneiden zu hören, wie in einer Werkstube.

Der Redner mit dem Brustton hatte seine ersten Geburtswehen. Er hatte gerade das Messer weggelegt und sein Auge auf die Decke des Zimmers gerichtet, denn oben, das wußte er, da war das Reich des Lichtes, des Geistes, der Gedanken. Nun sahen sie alle auf ihn herab, die großen Redner der Vorzeit, von oben kam die Kraft über ihn, die er brauchte. Er mußte auch heute den Geist hineinbringen in die Materie, und er wußte, daß er auch heute eine Kulturthat vollbringen würde.

„Aha!“ sagte der alte Carlosstein zu Claus, „Der Därs kalbt!“

Claus grunzte nur. Seinetwegen mochten sie alle der Reihe nach reden; ihn störte das nicht und er griff zum Becher. Liebenswürdig bemühte sich Udo um den Lübeder. Der von diesem gespendete Wein hatte die letzte Bitterkeit in seinem Herzen verschwinden lassen und er plauderte, angeregt vom Wein, seiner Ansicht nach bezaubernd mit dem Fremden, welcher ihm aber nur kurz und gemessen antwortete.

Auch der gewaltigste Esser gelangt einmal dahin, wo er nichts mehr zu sich nehmen kann, und auch die vollste Tafel ist einmal kahl gepuht. So war es auch hier der Fall. Ein Messer nach dem anderen wurde hingelegt, und die Ruhe des Sattseins bemächtigte sich aller. . . Nun kam der Wein zu seinem Recht, und auch die Kanne mit Beerensaft. Der von Kammerfluß trank seiner ahnungslosen Gattin zu, und hier und da nippte auch ein Jungfräulein vom feurigen Raß. Nun war der große Augenblick für den Tischredner mit dem Brustton gekommen. Mit vernehmbarem Ruck schob er seinen Sessel zurück und stand, jeder Zoll ein schöner Mann, in wohllestudierter Stellung, ruhig und abwartend da. Die letzten Stimmen verhallten. Die Jungfrauen sahen in scheuer Erwartung auf ihn, ordentlich stolz ließ seine Gattin mit dem dehnbaren Herzen ihre Augen nach allen Seiten reisen. Fridolin, sein zweiter, der mächtige Esser, und Musterstetts Zierbengel, der Curt, steckten noch schnell je ein gewaltiges Stück Käse in den Mund, der Lübeder machte große Augen, die anderen saßen schicksalsergeben da, nur die von Rosenwald und Carlosstein setzten ein paar Gesichter auf, so voll

boshafter, schon vorweggenommener Kritik und ingrimiger Wut, daß der, welcher jetzt zu reden anhub, sich höchstwahrscheinlich wieder gesetzt hätte, wenn er das bemerkt hätte — aber schon war er mit Geist, Seele und Leib in sel'gen Rednerhöhen, und er begann also:

„Wohlede, hochmögende, liebreizende Frauen und Jungfrauen! Ehrenfeste, bodenständige, streitbare Männer und junge Herren!“ Und dann mit ausgestoßenem Atem und starker Betonung: „Landsleute!“ Hier ärgerten sich im stillen einige der Frauen, welche unter „Landsleute“ nur „Männer“ verstanden. „Zufällig sind wir heute in diesen gastlichen Räumen“ — dagegen war nichts zu sagen, und die Gesellschaft verneigte sich sitzend vor der Hausfrau — „und wir sehen wieder, was deutsche Gastfreiheit, deutsche Liebenswürdigkeit und deutsche Herzlichkeit bedeuten“ — der Lübeder kniff sich in die Nase; als er den Kniff spürte, wußte er, daß er nicht träumte — „da drängt es mich denn“ — der von Carlosstein sagte leise: „Quatsch!“ — „ein kurzes Wort zu sagen.“ Udo gefiel das Wort „kurz“ und er rief: „bravo!“ „Wir sind Kulturträger auf vorgeschobenem Posten und haben einzustehen für Glaube, Sitte, Bildung, Kraft, Zucht und Arbeit auf allen Gebieten.“ Diese Phrase fand allgemeinen, wenn auch nur stummen Anklang, denn das war wirklich die Ueberzeugung aller, daß das nicht nur ihre Aufgabe wäre, sondern daß sie diese ihre Aufgabe auch wirklich erfüllten. Diese Ansicht war sozusagen der Dollpunkt der Gesellschaft, denn sie hielten sich wirklich für vollendete

Kulturträger. „Ja, wir haben dem eingeseffenen Esten die herrlichen Gaben der deutschen Kultur zu bringen.“ Gert Eberhard lächelte traurig vor sich hin. „Wie werden wir unsere Aufgaben weiterhin lösen? Wenn wir bleiben, was wir sind: Vorkämpfer und furchtlose Streiter, unermüdlische Arbeiter und leuchtende Erzieher.“ — Der Lübeder kniff seine Nase zweimal. „In diesem Sinne trinke ich auf unsere Heimat!“ Die beiden letzten Worte klangen besonders herzlich und ergreifend. Er sprach sie mit bebender Stimme und setzte sich dann.

Nun trat jene vielsagende und vieldeutige Stille ein. Der von Carlosstein sagte zu seinem Nachbar: „Blumlohl und Stalldünger!“ Der schon sehr aufgeräumte Hausherr hatte das richtige Wort gefunden und rief mit Stentorstimme: „Bravo! der Redner!“ Das rettete die Lage. Alle trinkfesten Männer brachten ihm den Willkomm dar, besonders gründlich der von Rammerfluß. Die von Rosenwald mit der ungelenkten Zunge, aber dem sehr gelenkten Geiste meinte: „Eine so ist — tist — stilvolle Rede ha — habe ich bi — bisher no — noch nicht gehört!“ Die Aermste stotterte heute ganz besonders stark, was nach Diätfehlern stets bei ihr der Fall war. Max von Friedeschild, der ahnenstolze, saß dort, als ob er einen Fadenstoß verschluckt hätte, der Redner selbst aber sprach mit Udo über den Nutzen der Stallfütterung. Er war ein lebensfluger Mensch und wußte, daß nichts sich so glänzend mache, als nach einer großen Leistung wieder über das Alltägliche zu reden.

Unterdessen hatten die Mägde abgeräumt und frischgefüllte Weinkannen auf den Tisch gestellt.

Das war das Zeichen für den Aufbruch der Frauen, die sich unter der Führung der Hausherrin in ihre Schlafgemächer begaben, deren es zwei gab, eins für die Frauen, das andere für die Jungfrauen.

Mannigfaltig waren die Eindrücke, die sie mitgenommen hatten. Beim Entkleiden — die von Rammerfluß hatte unbemerkt von den übrigen sich ein großes wollenes Tuch um den Kopf geschlungen, wie sie sagte von wegen Zahnreißens — redeten die Hausfrauen noch mancherlei. Die von Musterstett war voll Rühmens, sie hätte noch nie einen so schönen Lachs und so schmackhaft zubereitetes Wild gegessen, aber die Stotternde fand, daß der Piff — Piff — Pfau schisch — isch — schlecht vergol — goldet gewesen sei. Die von Friedeschild fragte die von Rammerfluß leise, wie ihr die Rede ihres Mannes gefallen hätte, und erhielt zur Antwort: „Tief und wahr!“ Dafür küßte sie sie und sagte, daß ihr an ihrem Urteil immer und von jeher viel gelegen sei. Die kinderlose Rammerfluß meinte mit einem Seitenblick auf die von Rosenwald, daß der Erbe von Seehof keine zu unterschätzende Partie wäre, was die Friedeschild aber auf ihre Tochter bezog, weshalb sie sagte: „Glücklich der Mann, der eine gesang- und musikliebende Frau im Hause hat; so mancher lange Winterabend wird durch die edle Frau Musica verschönt.“ Die von Rammerfluß gähnte, denn sie war müde und hatte viel gegessen. In stillen Sorgen um ihren Mann, ob er wohl seinem Versprechen treu bleiben würde,

schief die Gattin des Abstinenzlers ein. Als letzte ent schlummerte die von Friedeschild; sie dachte nicht mehr an ihres Mannes glänzende Rede, sondern an den fernem Erbherrn von Blumental, dem sie zu übermorgen im Moorwald ein Stellbischein versprochen hatte. . . .

In der Kemenate der vier jungen Mädchen ging es lustiger zu.

Nach Landesbrauch und Sitte hatten sie in Männergegenwart sich größter Stille und Zurückhaltung zu befleißigen und nur zu sprechen, wenn einer der älteren Herren sich an sie wandte. Um so mehr hatten sie daher aufgenommen und angesammelt, und das drängte jetzt zum Ausbruch. Naturgemäß neckten sie einander mit ihrem zukünftigen Allerliebsten.

Die stets muntere „La“ wollte es bemerkt haben, daß Gert Eberhard — nein, wie könne man nur gleich zwei so hübsche Namen haben! — wenn er ganz unbeobachtet zu sein glaubte, seine träumenden Augen auf Eva und immer nur auf Eva gerichtet hätte; Verliebte seien immer still, äßen und tranken wenig und gebärdeten sich überhaupt wie junge Hühnerhunde.

Eva verwies ihr diesen unpassenden Vergleich, gegen den übrigens die leiblichen Schwestern dieses also Vergleichenen nichts einzuwenden hatten, denn sie fügten, sich gegenseitig ergänzend, hinzu, daß Gert Eberhard sich in dieser Stimmung schon mehrere Tage gefiele und daß an diesem Vergleiche durchaus etwas Wahres wäre.

Birgitte und Selma hinwiederum wurden mit den beiden von Friedeschilds geneckt, was sie aber nicht gerne hörten. Selma wollte nicht den ahnenstolzen Max, und Birgitte nicht den Fridolin mit dem großen Appetit; aber auch anders gepaart wollten sie nicht mit sich reden lassen, was sie der anwesenden Schwester „La“ wegen sehr verblümt äußerten.

„La“ endlich war sehr zufrieden mit dem ihr zugeordneten jüngeren von Musterstett; sie gäbe sehr viel auf Kleider, und er trüge sich immer so allerliebste und sauber; sie war überaus aufgelegt und trällerte ein Volkslied nach dem anderen, wenn auch nicht ganz richtig, so doch sehr ausdauernd, und sie erreichte es schließlich, daß alle vier Jungfrauen sangen.

Namentlich das Lied mit dem „Strudel zu Regensburg“ und dem Endreim: „Schwäbische, bayrische Mädels, juchhe! muß der Schiffsmann fahren“ erregte eine unbändige Heiterkeit; immer wieder sangen sie es, und auch die ernste Eva, die vielleicht doch an Gert Eberhard dachte, wurde angesteckt, und die Mädchen „strudelten“ sehr ergiebig, bis ein Klopfen an der Wand, welche das Schlafgemach der Frauen von dem der Jungfrauen trennte, sie verstummen ließ.

„Zu dumm!“ meinte „La“, „nicht mal hier können wir toben!“

Die armen Mädchen! Was konnten sie dafür, daß es eine Mutter gab, die in ihren Stellbischeinträumen nicht gestört werden wollte!

Was half es, daß die gutmütige Frau mit der schweren Zunge sagte: „La, lassen Sie do — doch die Ki — Kinder si — singen!“

Und so wurde es still im Schlafgemach der Frauen.

Aber im großen Speisesaale unten herrschte Leben und Fröhlichkeit. Trinkgelage! Wieviel Kräfte hast du zermürbt, wie so manchen Willen gebrochen! Und erst recht in Livlands alter Zeit!

Als die Frauen das Zimmer verlassen hatten, ging es wie eine Erleichterung durch die Seele manches der Anwesenden. Nicht aller. Der von Rammerfluß aber, der Mann mit dem nicht gehaltenen Versprechen stieß mit dem Hausherrn an:

„Es lebe dein Beerenwein!“ Er war schon recht vorgerückter Stimmung und kannte sein Maß. Er wußte ganz genau, wie lange es noch vorhalten könne, aber er trank dennoch weiter. Es war ihm alles einerlei — auch wenn er nach einer halben Stunde unter den Tisch fallen würde — mit tödlicher Sicherheit nach einer halben Stunde — so blieb ihm eben noch diese halbe Stunde. Pah! Das Leben bestünde ja nur aus halben Stunden . . .

Claus und Udo waren unermüdblich als Wirte. Sie suchten noch immer vergeblich den Dritten, den Trinker, der mit ihnen stand hielt. Das wußten die anderen, und deshalb wurden sie auf den Vorschlag des von Carlosstein zu Trinkerkönigen ernannt. Einstimmiger Jubel durchbrauste das Zimmer, als sie den Thron, zwei erhöhte Sessel, bestiegen und die beiden größten Becher zur Benutzung erhielten.

Der von Friedeschild hatte auch schon lange alle goldenen Worte seiner herrlichen Rede vergessen — in Laten schien er sie heute nicht umgießen zu wollen; er wurde einer der Wildesten. Das gefiel dem waderen

Trinker, dem von Musterstett, ausnehmend und er rief mit weithin schallender Stimme:

„Friedeschild, deine Rede war ein D . . . , aber dein Sausen gefällt mir. Dein Wohl!“

Der von Friedeschild verschluckte diese Pille, er dachte daran, daß er wohl wieder mal über die Köpfe weg geredet hätte; aber als der grimme von Rosenwald ihm dasselbe mit noch viel kräftigeren Worten sagte, da ärgerte er sich doch und schrie ihm entgegen: „Wie solch ein Didschädel doch auch unangenehm werden kann!“

„Bravo!“ rief der schon ganz unzurechnungsfähige von Rammerfluß.

Ein Wort gab das andere. Der ahnenstolze Max wollte für seinen Erzeuger einspringen und krächte mit heiserer Stimme: „Ich verbitte mir eine jede Familienbeleidigung!“

Der von Musterstett wurde nervös, schrie und schlug dabei ununterbrochen mit einem dicken Stock auf den Tisch. Dieser Lärm erfreute alle.

Nun schlug der von Carlosstein ein Wetttrinken vor: „Je zwei trinken, und wer dem anderen früher den leeren Pokal auf den Kopf stülpt, hat gewonnen!“

Mit brüllendem Jubel wurde dieser Vorschlag angenommen, und als erstes Kämpferpaar traten der von Musterstett und der von Friedeschild auf den Plan. Mit atemloser Spannung verfolgten alle den kurzen, aber so überaus geistreichen Vorgang. Die beiden Gegner maßten einander mit zornsprühenden Augen, die Stimme des von Carlosstein ertönte: „Eins, zwei, drei!“ — Die Becher wurden angelehnt, aber der von Musterstett war hurtiger und stülpte dem

von Friedeschild seinen leeren Becher aufs ruhmreiche Rednerhaupt. Dem Sieger wurde zugejubelt, und der von Rosenwald rief:

„Reden halten ist leichter!“

Der von Kammerfluß konnte nun nicht mehr Zuschauer sein; er langte sich einen der Jünglinge hervor. Seine Wahl fiel auf Fridolin von Friedeschild, den Knaben mit dem Heißhunger, der geschmeichelt die Forderung annahm, aber den kürzeren zog, da der alte Herr siegte, aber fiel, wie ein Held in siegreicher Schlacht, wie ein Klotz auf die Diele. Gefällige Genossen betteten den Trunkenen auf einer Bank. Die beiden Trinkerkönige schmunzelten; sie wußten es, daß bei solchen Gelagen immer der eine oder der andere daran glauben mußte. Außer dem Lübecker und Gert Eberhard maßen alle ihre Kräfte. Sieger blieben natürlich die beiden Trinkerkönige, kraftvolle Herrscher, die fest auf ihrem Thron saßen. Gert Eberhard wollte gehen, der Dunkel hat ihn, zu bleiben; sie mußten bleiben — für alle Fälle.

Nun stimmte der von Rosenwald einen Kantus an, wie er in diese Stimmung paßte; gröhrend fielen die anderen ein. Gesang konnte das nicht mehr genannt werden, aber der Lärm erfreute der Trunkenen Herz.

Der von Musterstett wollte sich, als das Gebrüll verstummt war, auch einmal einen Spaß erlauben: er begab sich zu seinem nichtsahnenden Sohne, dem so vollendet gekleideten, und goß ihm mit den Worten: „Ich taufe dich im Namen des heiligen Servatius, Pankratius und Trinktarius!“ seinen halbvollen Becher über den Kopf. Dabei wankte er und wäre gefallen,

wenn ihn nicht Claus aufgefangen und auf die Stufen seines Thrones gesetzt hätte.

Nun aber sprang der Sohn mit geballten Fäusten auf seinen Erzeuger los und auch die beiden jungen von Friedeschild hatten nicht üble Lust, eine kleine Muskelprobe zu veranstalten. Das war der richtige Augenblick für den alten Kaufbold, den von Rosenwald, der mit herausfordernder Miene auf den von Carlosstein loseilte, ja selbst die Trinkerkönige schienen nur auf den geeigneten Augenblick des Losschlagens zu warten, und es wäre zu einer blutigen Schlägerei gekommen, wenn nicht der gänzlich nüchterne Lübecker dazwischen gesprungen wäre und befohlen hätte, vom Streite zu lassen.

Sein Auftreten wirkte, die Streitsüchtigen zogen sich zurück und setzten sich auf ihre Plätze.

Der frisch Getaufte wuschte sich Gesicht und Hals und warf einen wütenden Blick auf den Lübecker. Der von Friedeschild kriegte es plötzlich wieder mit der Redesucht. Aber jetzt sprach er schon anders. Der Brustton fehlte, aber das Pathos war geblieben.

„Brüder, Heimatgenossen! Seid einig! Es gilt einig sein!“

Dann setzte er sich. Acht gegeben hatte niemand. Deshalb hörte er auch nichts Unangenehmes. Der von Carlosstein stimmte einen Cassenhauer an, der so laut gesungen wurde, daß die schlafenden Frauen erwachten. Die von Kammerfluß glaubte mit Sicherheit die Stimme ihres Mannes zu erkennen und zitterte vor Wut. Die Aermste! Hätte sie geahnt, was wir

schon lange wissen: daß ihr Mann steif und starr auf einer Bank lag und das Singen nicht mehr ausüben konnte!

* * *

Es war hell geworden. Die Wachskerzen brannten wohl noch, aber das Licht gab die Sonne. Auch die Fidelitas flaute ab. Man trank wohl noch, und auch der Redestrom versiegte nicht völlig, und gar manches wurde erzählt und geredet, was nicht für alle Ohren gut zu hören ist — da warf der ältere von Friedeschild die Frage auf, ob es wahr sei, das mit dem drohenden Estenaufstande. . . .

„Hört doch, was unser Küken sagt!“ brüllte der von Rosenwald und hielt sich vor Lachen den Bauch.

„Was hat er gesagt?“ „Von wem hat er das?“ „Was?“ „Ein Estenaufstand?“

Und schließlich lachten alle. Das kam ihnen doch zu komisch vor. „Diese Pastelfranzosen! Diese . . . diese!“ . . .

So endete dieses Trinkgelage, lustig und fröhlich, wie es begonnen hatte. —

Aber die Stunde der Abfahrt war gekommen. Schon harrten die Frauen ihrer Männer und Söhne. Und sie kamen alle, die vom Gotte Bacchus mehr oder weniger Gezeichneten, und die Frauen empfingen alle strahlenden Angesichtes, und glücklich, ihre Liebsten wieder zu haben. Und dann ging es ans Abschiednehmen. Die von Löwenburgs standen auf der Freitreppe ihres Hauses und sahen die Gäste abfahren

und abreiten, und lange noch, tagelang noch sprach man von diesem Feste:

— „Es war so lustig! Wir haben so viel gelacht und gesungen und so furchtbar viel gegessen und getrunken!“

Entwicklungen und Verwicklungen.

Auf dem Estohofe war die Tochter schon nach ein paar Tagen außer Gefahr; die Wunde heilte schnell und sie konnte auch schon leichtere Arbeit tun. Märt, der Bauer aus dem Nömmegesinde, der Brudersohn des Estowirtes, war ein guter Arbeiter und in jeder Hinsicht ein angenehmer Mensch. Der Estowirt freute sich über diese Tatsache und gab sich die größte Mühe, dem neuen Hausgenossen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Im Estogesinde waren Frieden und Eintracht eingefeiert, und nur der Mutter war es bewußt, daß Salme ein stilles Leid trug. Sie kannte ja auch den Grund.

Die Männer hatten viel zu tun. Die Frühlingsarbeiten waren in vollem Gange, und sie waren nur zu Mittag zu Hause. Am Abend wurde schnell abgegessen und dann schlafen gegangen. Salme und Märt hatten daher auch nur selten Gelegenheit, miteinander zu sprechen. Aber trotzdem hatte es den Anschein, als ob Salme ihrem Vetter nach Möglichkeit aus dem Wege gehen wollte, obgleich sie ihm gegenüber nicht unfreundlich war.

Sie hätte es auch beim besten Willen nicht gelernt, denn Märt war einer jener seltenen Menschen,

die keinem zu nahe treten, immer gleichmäßig im Umfange sind und im übrigen treu ihr Werk tun. Sein Charakter war ohne Kanten und Ecken, er war ein liebenswürdiger Mensch. . . .

Wo der Weg sich vom Estogesinde glintaufwärts in Windungen schlängelt, befand sich, in den steilen Abhang hineingefügt, eine Höhle, deren Eingang durch ein dichtes Gebüsch verdeckt wurde. Diese Höhle war kaum jemand außer Salme bekannt, die hier mitunter sinnend und minnend saß. Es läßt sich schwer sagen, wie diese Höhle entstanden war. Haben hier die Wasser in Jahrtausenden durch zerstörenden Tropfenfall gewirkt, hat hier Menschenhand helfend mitgetan? In der Nähe des Eingangs war durch einen hervorstehenden, glatten Fels eine Bank gebildet worden, auf der sich bequem sitzen ließ. . . .

Es war ein Sonntagnachmittag in den ersten Apriltagen, als sie, auf der Steinbank sitzend, ihre Lage überdachte; da hörte sie bergab sich nahende Schritte, und als sie sich umsah, stand Gert Eberhard vor ihr. Beide erröteten. Die Begegnung war eine zufällige. Nur schwer fand er ein Wort der Begrüßung. Sie erhob sich. Er bat sie, zu bleiben, wenn sie Zeit hätte.

„Ja, heute hab' ich Zeit!“

„Deine Wunde ist geheilt?“

„Fast!“

„Das freut mich!“

Er setzte sich neben sie in schicklicher Entfernung, denn die Bank hatte Raum für drei.

„Ich kenne diesen Platz; ich fand ihn zufällig; man sieht von hier dein Elternhaus.“

Sie nickte.

„Neun Tage sind, weißt du, seit jenem Unglück hin!“

„Ja, neun!“

„Ich habe immer an dich denken müssen — ich konnte nicht anders!“

„Der junge Herr sind sehr freundlich!“

„Ich kann dafür nichts und dagegen erst recht nichts!“

„Es wäre besser, Ihr — vergähet — alles!“

„Warum sprichst du so?“

„Weil Ihr anderes zu tun und zu denken habt!“

„Das schon, in der Wirtschaft, aber das ist nicht so wichtig!“

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort, dann sprach sie: „Der junge Herr spielt mit mir, ich bin doch nur eines Bauern Kind!“

„Ich glaube nicht, daß man das ein Spiel nennen kann, wo man mit ganzem, vollem Herzen dabei ist!“

Ein leichtes Zittern durchrieselte sie, aber sie beherrschte sich — doch antworten konnte sie nicht, seine Worte trafen sie zu mächtig.

„Es ist Zeit, ich muß gehen!“ sagte sie nach einer langen Pause.

„Salme, nicht doch! Ich bin hier ja erst zwei kurze Augenblicke, und eben sagtest du, du hättest Zeit; eilt es denn so plötzlich?“

„Es scheidet sich nicht, daß wir zusammen sind!“

„Das find' ich nicht, Salme, ich seh' nichts Unschickliches darin, wenn ich bei dir sitze, die ich mehr als mein Leben gern habe! Salme — Salme — ich habe dich lieb!“

Er sprach es ganz ruhig und rührte sich nicht; es war ihm so selbstverständlich, was er sagte, er hatte es so lange vorbereitet dieses Wort, daß er es fast wie eine auswendig gelernte Phrase vorbrachte.

Auch bei ihr fiel das Wort auf einen empfänglichen Boden, aber zugleich stand ihr das Gespenst des Klassenunterschiedes, der feindliche Sinn ihres Vaters, die ganze Unmöglichkeit und Aussichtslosigkeit dieser Sache vor Augen, so daß sie flehte:

„Laßt von mir, laßt von mir! Es ist ja heller Wahnsinn!“

Er war auf diesen Einwand gefaßt.

„Ich weiß, Salme, was du meinst, es ist ja alles scheinbar richtig, aber ich sage dir, daß es für mich kein Hindernis gibt. Ich bin bereit, deinetwegen Heimat und Elternhaus, Stand und Erbe — alles, alles zu verlassen; ich will in Lübeck oder sonstwo in Deutschland mit dir ein neues Leben anfangen. Der Eigner der gestrandeten Rogge ist mein Onkel, bei ihm finde ich alles, was ich brauche; er ist mir wohlgesinnt; dort in meiner alten Heimat sind wir nicht Herrensohn und Knechtestochter; dort sind wir zwei gleichwertige Wesen, dort will ich anfangen zu bauen mein Leben, mein Glück, meine Zukunft — aber mit dir — für dich — das wollte ich dir sagen, Salme!“

Sie war ein starkes Mädchen. Sie blieb es auch jetzt. Sie fühlte, daß sie mit allen Kräften gegen

ihr Glück kämpfen mußte, um so — vielleicht — für ihr Glück zu arbeiten — daß sie ihm alle Vernunftgründe vorhalten, daß sie ihn warnen mußte.

„Wir können nicht gegen unser Schicksal ankämpfen, junger Herr, denn mein Vater ist mein Schicksal. Er haßt die Deutschen. Mutter und ich leiden darunter. Wir sollen nicht reines, estnisches Blut in unseren Adern haben. Vater schlägt mich tot, erfährt er es. Soll ich mit Euch fliehen? Ich kann meine Eltern nicht betrügen. Ich kann nur ohne Hoffnung leben, bis der Tod mich frei macht — ganz frei!“

Die tieftraurige Wahrheit dieser Worte, die so schlicht gesprochen wurden, verfehlten ihren Eindruck nicht auf ihn; er wußte nichts Trostreiches zu sagen. Er sah sie an . . .

Ein leichter Frühlingswind bewegte die blonden Locken auf der Stirn, der Busen wogte, die Hände hingen schlaff im Schoß. Stumm saßen sie nebeneinander. Scheinbar hatten sie sich nichts mehr zu sagen. Und doch, die Hauptfrage harrte noch immer der geraden Antwort. So wollte er nicht scheiden. Es mußte wenigstens zwischen beiden völlige Klarheit herrschen. Was er fühlte und ahnte und glaubte und hoffte — mußte er ihr abringen — dann — ja dann wollte er gehen. Darum sagte er:

„Es ist so, Salme, wie du sagst. Alles ist gegen uns. Auch mein Vater, meine Sippe. Auch mir könnte es das Leben kosten; auch ich bin ein machtloses Glied im großen Ganzen der uns feindlichen Welt — aber noch nie hat wahre Liebe ohne Kämpfe den Sieg errungen, wahre Liebe, Salme! Daß ich ohne dich

nicht leben kann, das weiß ich, aber nun frage ich dich, Salme, liebst du auch mich?“

Sie fühlte ihren Widerstand erlahmen. Darauf konnte sie nichts antworten. Sie weinte. Es war das sonst nicht ihre Art. Es waren stille Tränen, nicht rauschend wie der Regen, sondern lautlos wie der Schnee, der das letzte Grün des Herbstes umhüllt.

„Aber ich weiß es, Salme, daß du mich liebst. Ich werde es dir sagen. Ich hab's aus deinem Munde. Ich war bei euch am anderen Morgen. Die Mutter war allein dort. Du schließt und sprichst im Traum. Ob du es weißt? Aber du sprichst: „Junger Herr, ich liebe Euch! Ist es so, Salme?“

Er war näher gerückt und legte seinen Arm um sie.

Sie wollte ihr Geheimnis für sich bewahren, um das Feuer seiner hoffnungslosen Liebe nicht zu hellen Flammen zu entfachen, aber sie konnte es nicht. Ueberwältigt von der Macht, die stärker ist als der Tod, sank sie zitternd in seine Arme.

So legte sie ihm das Geständnis ihrer Liebe ab, und die Welt versank vor ihrem Glück . . .

Wer leitet die Geschicke der Menschen? Sind's irdische Gewalten, ist's eines Höheren Hand? . . .

* * *

Als Salme nach Hause kam, trug die Mutter gerade die Abendschüssel auf. Das Mahl verlief schweigend, nach Bauernart. Der Bauer ist zur Zeit immer nur mit einer Arbeit beschäftigt. Ist er, so ist er; arbeitet er, so arbeitet er. Er hat, zum Glück, die feine Kunst noch nicht erlernt, beim Essen auch zu sprechen, Pläne zu schmieden, Höflichkeiten auszu-

tauschen, Lügengeschichten zu ersinnen, Gedanken durch Worte zu verdecken, teuflischen Vernichterwillen ins Gewand edler Menschenliebe zu hüllen.

Als der Metzkug auf dem Tische stand, scherzte der Wirt mit Märt. Er lobte sein Pflügen, wie er es gleich ihm verstünde, wie er gewandt den Pflug zu leiten wisse, als ob es noch der alte Holzpflug, die Schweinsnase, nicht der schwere, neue, eiserne wäre, den die deutschen Teufel eingeführt.

Märt hatte gegen diese Erfindung nichts einzuwenden.

Das war dem Eskowirt nicht so ganz nach dem Sinn geredet und er fragte, ob er am Ende die Deutschen liebe.

Dazu hätte Märt keinen Grund, aber zugeben müsse man, daß sie viel Neues und Gutes mitgebracht.

Darauf mußte Märt der Wirtin von seinem Elterngesinde erzählen. Sein älterer Bruder würde es einst antreten, er könne sich ein neues suchen.

Das fände sich sicher, meinte der Eskowirt ausgeräumt und trank dem Jungen zu.

Salme erbleichte, beherrschte sich aber und fragte ihn nach den Kühen und Schafen seines Vaters aus, und ob sie genügend Wolle zum eigenen Bedarf hätten.

Alle Fragen beantwortete er eingehend und sprach auch von K a s e j ü r i, dem Anverwandten, der nun bei ihnen das Gnadenbrot esse, weil er von seinem Herrn, eines großen Diebstahls wegen, lahmgeschlagen sei.

Das regte den Eskowirt auf, aber Märt bemerkte, daß nach Landesgesetzen Todesstrafe auf Diebstahl stände.

„Lieber tot, als lahm!“ meinte der Eskowirt, was Märt nicht so ohne weiteres zugeben wollte.

Wie sich dieser Märt schnell in die Herzen der Alten hineinplauderte! Auch in das der Wirtin. Was würde sie dafür geben, wenn sie einen Lebenstag ihrer Tochter als nie dagewesen hätte ausmerzen können aus Hirn und Herz! Wie die beiden großen Gestalten zu einander paßten! Gleich zu gleich! Sie begriff es nicht, wie grausam das Schicksal war. Und dann sah sie ihre Tochter an, der der Gram aus den Augen sprach. Sollte der Eskowirt kein Auge dafür haben? Nein, der haute bereits emsig am Glücke seiner Tochter. Er war so fröhlich, wie nie zuvor und verlangte, Salme solle ein Lied singen, und zwar ein lustiges.

Salme weigerte sich. Da sang Märt und nicht eins, sondern mehrere. Auch Salme mußte zugeben, daß er das Singen verstehe . . .

So endete dieser Tag, und als Märt sein Lager aufsuchte, sagte der Eskowirt zu seinem Weibe:

„Fein, was? So ein Schwiegersohn!“

Er war so glücklich, daß ihm ihr Schweigen nicht mal auffiel.

Salme konnte erst spät einschlafen. Sie träumte von einem Kinde, das einen Adler mit den Händen haßten wollte, der hoch, hoch im blauen Aether schwebte, während die Erde schon längst im Dämmerlicht des Abends ruhte. . . .

Auf Regen folgt Sonnenschein. Aber auch umgekehrt gilt der Satz.

Auf Seehof hatte sich fast Wunderbares ereignet. Eine Frau hatte es, freilich mit Hilfe eines starken Mannes, fertig gekriegt. Das wüste Zechgelage, dessen unfreiwilliger Zeuge der Lübeder gewesen war, hatte ihn veranlaßt, mit der Gutsherrin eine Aussprache über das wüste Leben der Männer zu führen, und er beschloß, den Hof nicht früher zu verlassen, bevor er den Brüdern gründlichst seine Meinung gesagt.

So bildete sich auf dem Hofe eine Art Verschwörung gegen die bisherige Regierung, oder vielmehr gegen die Ansichten dieser Regierung, wovon die Bedrohten, wie bei Palastrevolutionen üblich, keine Ahnung hatten und sich richtig überrumpeln ließen.

Ein ganz unerwarteter Vorfall beschleunigte den Ausbruch. Eines Morgens stürmt der deutsche Inspektor mit der Nachricht ins Zimmer, daß in dieser Nacht die im Lagerraum wohlverstaute und auf der Auktion jenem fremden Esten vorbehaltlich verkauften Waffen gestohlen worden seien; die Diebe hätten die feste Tür erbrochen. Ein Verdacht falle auf niemand, auch nicht auf den Wächter. Es seien offenbar Fremde gewesen, wahrscheinlich jener Este selbst, der die Waffen gekauft.

Die Brüder brausten auf. Es gab ein Laufen und Rennen, ein Forschen und Fragen, ein Fluchen und Bettern, aber die Waffen waren und blieben verschwunden.

Alles, wohinter man gekommen war, war die Wahrscheinlichkeit, daß die Diebe über die hintere Mauer geklettert seien. Abends saßen die Brüder verstimmt beim Becher, als Hufschlag ertönte und ein

Reiter heransprengte. Es war ein Bote vom Ordensmeister mit einem Schreiben des Inhalts, daß der Deutschorden sich noch nie durch einen Undeutschen habe Waffen kaufen lassen. Nun war alles klar. Claus wollte alle Gesinde durchsuchen, und Udo alle Knechte foltern lassen. Aber es blieb bei der Drohung.

Da trat der Lübeder ins Zimmer der beiden Brüder.

Sie boten ihm einen Becher an. Er lehnte ihn kurz ab und begann ganz unvermittelt:

„Morgen fahre ich nach Lübeck, aber ich wollte nicht früher scheiden, bevor ich euch nicht gebeten, euer Leben zu ändern und nicht so zu saufen.“

Als die beiden Schwerenöter das hörten, sahen sie ihren entfernten Verwandten an, als ob sie an seinem Verstande zweifelten. Claus vergaß seinen Mund zu schließen, und Udo stöhnte programmäßig. Aber das half ihnen gar nichts. Der Seemann hielt festen Kurs und fiel nicht ab, weder nach Backbord, noch nach Steuerbord.

„Ja, so ist es, wie ich es sage. Ihr werdet es auch tun, und zwar nicht so, wie jener famose Herr neulich, der seine Frau glatt betrog. Ich werde es euch auch sagen, liebe Vettern, warum diese Sache vor meiner Abfahrt geklärt werden muß. Einfach deshalb: erstens geht ihr schweren Zeiten entgegen. Beleg: Waffen stiehlt man, um sie zu brauchen. Zweitens: leidet Ursula fürchtbar unter eurem wüsten Treiben. Beleg: sie hat es mir selbst gesagt. Drittens: schadet ihr eurer Gesundheit und würdet zwanzig Jahre länger leben, wenn ihr wenig oder gar nicht trinken

würdet. Beleg: ihr seht aus wie zwei gerupfte Krähen, habt Nasen wie zwei glühende Kohlen, Triefaugen, und stinkt aus dem Munde wie zwei Weinfässer; außerdem könntet ihr — ich gehe jede Wette ein — keine schwere Krankheit überstehen. Viertens: ist es eine Schmach, daß ihr als „Kulturträger“ schlimmer als die Schweine lebt, welche ja bekanntlich nicht zu den sauberen Tieren gehören. Beleg: euer scheußliches Saufgelage, das ich neulich mir angesehen habe. . . . Ich habe gesprochen, deutlicher, als ich es sonst gewöhnt bin, aber hier war's nötig. So, und nun gehe ich und gebe euch zur Antwort Zeit. Ich komme wieder, denn ich habe euer Bestes im Auge.“

Sprach's und ging.

Eine geraume Zeit war's still. Dann pfiß Claus, während Udo stöhnte. Dann lächelten beide, aber gequält und müde. Dann pfißen und stöhnten sie wieder. Aber das Lächeln blieb aus. Sie dachten wohl daran, daß sie mal den Lübeder einsperren wollten. Und nun diese Wendung! Sie wischten sich die Stirn. Kalter Schweiß bedeckte sie, und sie hatten ein Gefühl, als ob sie mit einer Keule geschlagen würden. So was hatte ihnen noch niemand gesagt!

Sie wähten doch bisher ein engelgleiches Leben geführt zu haben; wenigstens wären sie allgemein geachtet, und ihr Haus so recht der Mittelpunkt der besten Gesellschaft. . . . Und dann Ursulas Tränen. Wieviel Tränen mag sie schon früher in aller Stille vergossen haben? . . . Und dann das schandbare Leben in jener anderen Hinsicht. . . .

Ihre Gedanken gingen so ganz gleichmäßig nebeneinander, wie die Becher, die sie gleichmäßig geleert. Sie schienen wirklich nur aus einer Seele und zwei Leibern zu bestehen. Ja, von ihrem Leben mit den Weibern wußte der Lübeder sicher überhaupt nichts, denn da hätte er auch schon geredet. . . . Und die Zeiten wären ja gewiß ernste. Anzeichen von Frechheit und Unfolgsamkeit der Esten wäre ja auch vorhanden. Aber hier auf ihrem Hofe wären sie ja doch wohl noch die Herren. . . . Aber das hätte er ja gar nicht in Abrede gestellt. . . . Er hätte ja überhaupt gar nichts gefordert, sondern nur geraten, fast gebeten. . . .

Zuletzt hätte ihre Mutter mal mit ihnen in dieser Richtung, wenn freilich schon in anderer Tonart, geredet. Und dann nochmals der Pfaffe in der Ohrenbeichte in Reval — damals vor vielen Jahren nach dem glücklichen Abfangen der großen Rogge, bei welcher Gelegenheit freilich auch die ganze Besatzung . .

Äh ja! Die unendlich vielen Trinkgelage mit allem Drum und Dran! . . . So wäre eigentlich ihr ganzes Leben verlaufen! . . . Und wenn es dann einmal hieße: Stirb und geh' vor den Richter? . . .

An das Gebraten- und Gesottenwerden in der Hölle, in engster Gemeinschaft mit den wirklichen Teufeln, von denen sie neulich eine so furchtbar schreckliche Abbildung gesehen, glaubten sie ja nicht, aber der Tod war' ja immerhin ein großer Sprung ins Ungewisse, und es könnte doch sein, daß sie irgendwo Rechenschaft ablegen müßten für all ihr böses Tun. . . . Freilich, die guten Werke würden im Himmel ja auch

was gelten, wie ihnen zum Glück der Priester gesagt — aber wo wären denn die guten Werke? Was hätten sie denn im Leben Gutes geleistet? Es fiel ihnen eigentlich überhaupt gar nichts Gutes ein. . . Und es wäre wirklich so furchtbar elend, mitten aus solch einem schandbaren Leben gerissen zu werden und dann an die Himmelstür zu kommen und gar nicht hineingelassen zu werden! Ganz wie ein Undeutscher vor dem Hause eines Deutschen. — Pfui! Das wäre ja ein höchst schandbarer Augenblick! —

Und dann habe er ja gar nicht verlangt, daß sie überhaupt nichts trinken sollten! Er habe es ja doch erlaubt, sehr wenig und sehr selten zu trinken? Auf diese Art und Weise würde ihr Vorrat im Keller ja bestimmt noch für ihr ganzes Leben vorhalten; und je älter der Wein, je schmackhafter. . .

Aber wenn dann die anderen wiederkämen und nach alter Art wieder schlemmen wollten?

Sie würden ja ihre Köpfe vor Schande nicht hoch kriegen!

Aber wenn man nun wirklich so einen lautereren, körperlichen Durst kriegte? Was sollte man trinken? Milch oder Beerensaft? Süße Milch, saure Milch, warme Milch, kalte Milch, kuhwarme Milch, gekäste Milch, Buttermilch, Diätmilch, Milchsuppe oder Brei mit Milch? Und dann Sonntags so einen schönen, großen Schoppen voll Beerensaft, Apfelsaft, Birnensaft, Pflaumensaft oder Kirschenaft? Schwarzbeeren-saft würde wohl zu schrecklich sein!

Ob es der Magen überhaupt vertragen würde? Sie hätten gehört, daß bei plötzlicher Veränderung

der Lebensweise sich an der Leber Geschwüre bildeten, der Nabel sich ganz in den Leib zurückzöge, die Ohren zu fließen begännen, Ausschläge auf der Haut erschienen und ein ganz bedenklicher Haarausfall einsetze, was bei ihrem spärlichen Haarwuchse doppelt unangenehm wäre. Wenn sie plötzlich so glatt, kahl und haarlos wie die Tataren wären? Und dann solle der Gemütszustand leiden, und man würde so schreckhaft wie ein altes Mädchen werden, das bei Vollmond sich im Notfalle nicht mehr auf den Hof wage, sondern im Zimmer. . . Und man würde keine rechte Lebenslust mehr haben, sondern immer Sterbensangst sein, und so was verlängere doch das Leben auf keinen Fall. . .

Und auch aus der Bibel ließen sich Belege anführen. Noah sei doch gewiß ein nachahmenswert gottesfürchtiger Mann gewesen und hätte doch Weinberge gehabt, und es ließe sich doch nicht annehmen, daß er sie nur deshalb gebaut, um einen schwunghaften Außenhandel zu betreiben? Und Salomo habe mit seinen vielen Weibern wahrscheinlich auch nicht nur Quellwasser getrunken. Und auf der Hochzeit zu Kana sei der schlechte Wein durch einen bedeutend besseren ersetzt worden.

Und Sokrates habe den Giftbecher geleert, weil er mit Wein gefüllt gewesen, und als Cäsar über den Rubikon sprang, habe er sicher früher was getrunken! Und die größten Männer der Weltgeschichte hätten den Wein nicht verschmäht, so Nebukadnezar, Belsazar, ein Pharao und Karl der Große.

Ueberhaupt sei das Weintrinken gesezet, um den Menschen vom Tier zu unterscheiden. Adam und Eva hätten im Paradiese auch den Wein gekannt, nur fehle in der Bibel diese Seite, weil der Papst sie ausgerissen, um den Klerus besser in der Hand zu haben. . . .

Alles dieses bedenkend, müsse man wohl zur Ansicht kommen, daß alles, was der Lübeder verlange, undurchführbar wäre. . . .

Als diese Gedanken durch ihre Köpfe gegangen waren, entstand folgendes Zwiegespräch:

„Was meinst du?“

„Was meinst du?“

„Ich sage undurchführbar!“

„Ganz meine Ansicht!“

„Aber was antworten wir ihm?“

„Gar nichts; höchstens, daß er sich nicht in unsere Angelegenheiten hineinmengeln soll.“

„Na! Kriege du das fertig. Und Ursulas Tränen?“

„Tja! Ist übrigens 'n kluges Frauenzimmer.“

„Aber eine Antwort muß er haben.“

„Ja! Hör', Bruder, ich hab's!“

„Nun?“

„Sehr selten und sehr wenig, das ist 'n Unsinn — das ist zu dehnbar.“

„Wieso?“

„Das „sehr selten“ muß durch „täglich“, und das „sehr wenig“ durch „je ein Maß“ verändert werden.“

„Was für 'n Maß?“

„Unser größter Humpen.“

„Und zwar: nach jeder Mahlzeit „einer“!“

„Nach jeder Mahlzeit einer — das ist zu mäßig!“
Und der Lübeder kam, aber jetzt hatte er's mit anderen Kerls zu tun.

„Seid ihr nun bereit, mir zu antworten?“

„O ja!“ sagte Claus und reckte sich, und Udo sprach grimmig:

„Nach jeder Mahlzeit — ein Schoppen!“

„Ich bin auch damit zufrieden“, sagte der Lübeder.

Als Ursula die Brüder sah, sprach sie: „Ich danke dir, Claus, du wirst Wort halten.“

„Selbstverständlich! Ein Mann, ein Wort“ sagte Claus, und er meinte es ehrlich.

Auch die Mädels schienen glücklich zu sein, sie umarmten ihren Vater, und der sagte:

„Mädels, daß ihr nicht versauert! Muß euch pro Nase je einen Freier verschaffen!“

„Vater, tu's, Vater, tu's, wir haben nichts dagegen.“

Abends sagte der neue Nüchternheitsjünger zu seiner Frau:

„Du, morgen fahr' ich auf die Suche für alle drei! Sie müssen alle verheiratet werden!“

Die Frau meinte: „Uebereile dich nicht, kommt Zeit, kommt Rat!“

Udo war stundenlang im Weinkeller; ein jedes volle Faß gab ihm einen neuen Stich ins Herz; aber trinken tat er nicht.

Am Abend fuhr der Lübeder fort. Die Brüder waren nicht zu sehen. Gert Eberhard brachte ihn bis an die Grenze des Gutes. Sie waren Freunde geworden und hofften, sich in Lübed wiederzusehen. Als

der Lübeder weg war, sprach Udo: „Gut, daß der landfremde Mensch ging!“

Und Claus sagte: „Was ein Luder ist, ist ein Luder!“ . . .

Auf dem Rückwege schwenkte Gert Eberhard ab, wo der Weg ins Estogesinde abbog, nicht um sie zu besuchen, nein nur, um ihr vom Berge aus einen Gruß zu schicken, das Dach zu sehen, das sie beherbergte, und die Stätte, die ihr Fuß betrat.

Dort angekommen, setzte er sich auf die Steinbank und sah ins Gesinde hinab. Richtig, dort stand sie vor dem Hause, im Gespräch mit der Mutter, dann ging sie ins Haus und kam bald darauf mit einem Eimer wieder. Dann gingen beide, und der Platz blieb leer.

Das war sein Los. Wie ein Dieb aus der Ferne, so mußte er zuschauen —, langsam ging er auf Seehof zu. Es war ein schöner Frühlingsabend; die siegende Sonne stand noch hoch am Himmel und bestrahlte das keimende Gras und die knospenden Bäume.

Vor dem Tore sprangen ihm seine beiden Schwestern entgegen. Sie liebten ihn und vertrauten ihm alle Sorgen ihres jungen Lebens an. Als sie ihm so fröhlich entgegen kamen, stellte er sich die Frage, ob er sie zu Mitwisserrinnen seines Geheimnisses machen sollte, und er beschloß, den Versuch zu wagen; sie, die Jungen, noch nicht so stark von den Vorurteilen ihres Standes Gezeichneten, sollten der Probiertestein sein. Selma sagte:

„Gut, daß du kommst, Bruder; zu Hause geht's plöblich ganz anders zu!“ Und Birgitte fügte lächelnd hinzu:

„Gute Geister sind in Vater und Dhm gefahren, sie sind nur in der Wirtschaft und haben Milch wie Rheinwein getrunken.“

„Aber komisch machte es sich, und Onkel Udo sprach seufzend: „ein herrliches Gesöff!“ „Warum liebt er so kräftige Ausdrücke?“ meinte die andere . . . So plauderten die Schwestern mit ihrem Bruder. Da sprach er:

„Mädel, setzen wir uns mal unter jene Schwarzeller; plaudern wir ein bißchen, ich hab' euch was anzuvertrauen!“

Er sprach's so feierlich, daß sie ordentlich neugierig wurden.

„Schwört mir, zu schweigen gegen jedermann, auch gegen die Eltern! Schwört's!“

Sie saßen kerzengerade neben ihm, mit feierlichen Gesichtern und leisteten den Schwur.

„Nun ist's gut. So wißt, daß ich eine Braut habe — Salme, die Tochter des Estobauern!“

Wenn der Blitz nebenbei eingeschlagen, wenn ein Wolf sich auf sie gestürzt hätte, sie hätten sich nicht mehr erschreckt. Die armen Dinger erblickten, sie wollten sich erheben, vermochten es aber nicht. Der Schreck war ihnen zu sehr in die Glieder gefahren. Stumm und starr sahen sie ihn tränenden Auges an.

„Nun, was sagt ihr?“

Selma faßte sich zuerst: „Ach, du armer, armer Bruder!“

Und dann wieder nach einer Pause „Ach, du armer, armer Bruder!“

„Nicht doch! Ich bin reich, sehr reich!“

Nun sagte Birgitte bittend: „Gib sie auf, lieber Bruder! Ueberleg's! Denk an Arend Krusmachers Braut! Abgestochen haben sie sie. Und der Arend, wo ist er nun? Erblos und landfremd, verdorben und gestorben. Du spielst ein gewagtes Spiel, aber den Schwur hättest uns erlassen können, wir schwiegen auch so, denn an deinem Tode wollen wir nicht schuld sein.“

„Und weiter habt ihr mir nichts zu sagen, liebe Schwestern?“

Sie schwiegen.

„Seht, Schwestern, ich verstehe alles — daß ihr so denkt, wie es euch gelehrt ist, daß ihr sprecht, wie die Alten gesprochen, aber habt ihr kein eigenes Urteil? Ihr seid ja schon erwachsen und auch euch könnte der große Tag der anbrechenden Liebe näher sein, als ihr glaubt, denn die Liebe, die wahre, kommt ungesucht — wißt ihr's denn so sicher, daß ihr in eurem Stande bleiben werdet, daß eure Liebsten euresgleichen sein werden? Kennt ihr Salme? Wißt ihr, daß sie das schönste Mädchen unserer Heimat ist? Kennt ihr ihr Herz und ihre Seele? Und wißt ihr auch, wie alles gekommen? Daß ich sie aus Lebensgefahr errettet habe, daß ich sie auf meinen Händen in ihr Elternhaus getragen habe, daß ich das Geständnis ihrer Liebe besitze?“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, aber sie tauten nur ein wenig von der Eiserinde ihrer Herzen hinweg, zum Schmelzen und Glühen brachten sie sie nicht.

Er wartete vergebens auf ein erlösendes Wort.

„Wir wollen heim“, sagte Selma.

„Geht!“

So endete die Unterredung mit den Schwestern . . .

Erst spät, nach sinkender Sonne, betrat der Sohn das Haus seiner Väter.

Sie schliefen alle, nur die Mutter nicht. Mit offenen Armen empfing sie ihn. Wohl hatten die Schwestern geschwiegen, aber die Mutter — wir wissen's — war auf richtiger Fährte. Sie sprachen lange miteinander. Mutterliebe hat keine kränkenden Worte, aber gegen das, was in der Gesellschaft gilt, vermag auch sie nichts.

Man wolle nur nicht glauben, daß die geschriebenen Gesetze es sind, welche wie die unbestrafbaren Mörder durch die Welt schreiten. Die ungeschriebenen sind tausendmal gefährlicher, jene blinden Vorurteile und künstlich gezüchteten Rassenunterschiede sind es gerade gewesen, die Mensch gegen Mensch geheßt und sich ge-weidet haben am Todesröcheln unschuldiger Opfer.

Nun war die Familie doch wieder auseinandergerissen. An Stelle offenen Vertrauens war unauf-richtiges Geheimhalten getreten. Schwer lag das Ge-heimnis auf den Herzen der Frauen. Niemand redete mit einander davon. Die Brüder merkten die Schwüle, wußten aber nicht, was sie denken sollten. Am Ende taten sie selbst den anderen leid, als Märtyrer eines edlen Vorsatzes?

Nein, es sollte auf Seehof nicht mehr helle Tage geben, sie mußten alle leiden, Schuldige und Unschuldige.

Am meisten litten die Schwestern. Sie hatten ihren besten Kameraden, den Bruder, verloren und zitterten

für sein Leben, denn das Geheimnis hätte ja doch offenbar werden können.

Die Mutter sah tiefer. Sie dachte an das Herzensglück ihres Erstgeborenen und sann der Formel nach, wie man vielleicht doch zum Ziele gelangen könne. Aber weiter kam sie nicht, trotz alles Sinnens und Sorgens. Der Widerstand war ein zu großer.

Aber auch hier sollte es sich bewähren, daß die Menschen willenlos getragen werden von der allgewaltigen Zeit.

Sechstes Kapitel.

Vater und Sohn.

Seit den zuletzt geschilderten Ereignissen waren mehrere Wochen vergangen. Es war im ersten Drittel des Aprils. Nach den ungewöhnlich warmen und schönen Tagen war ein Rückschlag eingetreten. Kühle Winde wehten, es regnete oft, und die Sonne ließ nur selten sich blicken.

Auch auf Seehof hielten die sonnenlosen Tage an. Die Verstimmung, die in der Familie herrschte, wollte nicht weichen.

Gert Eberhard wurde immer verschwiegener. Er war am liebsten auf seinem Zimmer, wo er Pläne schmiedete und trübe Gedanken wälzte. Er las den Schwestern nicht mehr aus den schönen höfischen Epen vor, in denen die Liebe die größte Rolle spielte, die glückliche, die siegende, aber auch die unglückliche, wie in Tristan und Isolde, jenem herrlichen Liebesfang voll höchster Wonnen und tiefstem Schmerz. Die Handschriften lagen unbenutzt da und dicker Staub bedeckte sie.

Aber die Schwestern hatten ein herzliches Mitleid mit ihrem Bruder; sie wollten ihn noch einmal bestürmen, doch an sich selbst zu denken und abzustehen von seinem wahnsinnigen Beginnen.

So betraten sie eines Tages klopfenden Herzens sein Zimmer. Er sah sie schmerzlich lächelnd an.

„Denkt ihr noch an mich?“

„Bruder, du hast uns nicht verstanden!“ sprach Birgitte.

Selma legte ihre Hand auf sein Haupt: „Bruder, lieber Bruder, dein Weg führt ins Unglück; wach auf! Wir meinen's gut!“

„Wißt ihr denn auch, daß die Liebe stärker ist als der Tod? Ihr seid noch junges, ungebranntes Holz, aber einmal werdet ihr es vielleicht auch erfahren, daß es nichts gibt, gar nichts, was wahre Liebe hemmen kann.“

„Aber du willst doch keine neuen Bräuche einführen? Was kann einer gegen alle?“ sagte Selma und Birgitte fügte hinzu: „Unser Blut muß rein erhalten werden!“

„Unser Blut! Was wißt ihr, wie rein es ist? Schwestern, das ist nichts für eure Ohren! So könnt ihr nicht reden!“

„Aber wenn sie dann einen Familientag berufen und über dich den Stab brechen, wirst du dann keine Schande über uns bringen?“ fragte Birgitte.

„Dann wird unser Haus sich selbst richten“, sagte er.

„Und wenn du unserem Vater das Herz brichst? Du kennst ihn doch, das überlebt er nicht!“ kam's aus Selmas Munde und Birgitte sprach:

„Er ist nicht mehr der Alte; hast du nicht bemerkt, wie er sich verändert hat? Von den übrigen will ich gar nicht reden, aber wir alle haben Löwenburger Blut, Gert Eberhard, du kennst unser wildes, heißes,

begehrendes, heißendes Blut. Niemand kann gegen sein Blut. Laß dich bitten, Bruder!“

Und sie streichelten ihn beide, und sie küßten ihn beide und sie baten und schmeichelten.

„Ihr bemüht euch vergebens! Vergebens wollt ihr mein Herz erweichen; was ihr mir sagt, hab' ich mir selbst tausendmal gesagt. Ich sehe keinen Ausweg. Es könnte ja auch sein, daß sie und ich sterben müßten, dann könnt ihr euch ja brüsten mit eurer rein-gebliebenen Familienehre und den Unglücklichen vergessen, der so viel Schande über euer Haus gebracht!“

Das Gespräch verstummte. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen und konnten doch nicht voneinander lassen . . . Auch Geschwisterliebe ist heilig!

Es kam keinem von ihnen in den Sinn, im Ernste dem anderen zu grollen, aber es schien ihnen doch so, als ob sie heute ihre glückliche Jugendzeit begraben hätten, als ob nun ein neuer Zeitabschnitt ihres Lebens anhöbe, weniger hell und glücklich.

Und die Schwestern dankten dem Bruder im Herzen für alle Liebe und Freundlichkeit. Warum mußte das alles nun ein Ende haben? Warum ist Liebe oft der Liebe Feind? Sie fanden keine Antwort . . .

Draußen tobte ein wilder Sturm. Die Bäume des Parkes ächzten unter seinem Drude. Auf der Esche vor dem Fenster saß eine Krähe und hielt Umschau, hungrig, beutelüstern, bis sie abstrich mit zerfeßten Schwingen, heiser krächzend.

Nasse Schneeflocken klatschten an die Scheiben. Ein dürrer Ast fiel krachend zur Erde. Trübe Wolken eilten in dichten Geschwadern durch den Himmelsraum. Ein

Wetter, gemacht für alle, die ohne Hoffnung in die Zukunft sehen.

Die Geschwister verstanden die grause Symphonie der Natur: es war der Frühling, den sie im Herzen hatten, düster und hoffnungslos.

Sie konnten die Beilchen nicht sehen, die zum Lichte strebten unter nassem Frühlingschnee und welken, vorjährigen Blättern. Sie hörten den Schrei der eilenden Kraniche nicht, die hoch über den Wolken im hellen Sonnenschein nach Norden strebten, dem lachenden Lenze zu! So saßen sie lange beieinander, wie es wohl üblich ist vor einer großen Reise, schweigend, still und stumm.

Das war die Abschiedsstunde der Löwenburgischen Geschwister von Jugend und Jugendglück.

* * *

Als Gert Eberhard am Nachmittage deselben Tages in die Wirtshaus gehen wollte, rief ihn sein Vater zu sich:

„Du mußt heiraten!“

„Ich wüßte nicht warum?“

„Das werde ich dir klar machen. Aus dem einfachen Grunde, weil unser Geschlecht nicht aussterben darf.“

„Liegt dir denn so viel an der Erhaltung unseres Geschlechtes?“

„Diese Frage ist denn doch — aber ja!“

„Die Menschheit verliert nichts, wenn wir aussterben.“

„Ich begreife dich nicht.“

„Was haben wir denn Sonderliches geleistet?“

„Dann hätten die wenigsten Menschen ein Anrecht am Leben!“

„Haben sie auch.“

„Aber mein Wille ist, daß wir fortbestehen!“

„Dafür hast du ja für dein Teil gesorgt.“

„Hör' mal, Junge, viel, aber nicht alles lasse ich mir bieten.“

„Verzeih', Vater, aber ich bleib' dabei.“

„Du wirst mir gehorchen, und damit basta!“

„Du kannst mir doch nicht befehlen, daß ich mich fortpflanze!“

„Deinetwegen — nein, unseres Hauses wegen — ja!“

„Nein!“

Der Alte sah zum ersten Male auf:

„Ich versteh' dich nicht. Bist du verrückt oder ich? Wir sitzen hier schon die dritte Generation und können unsere Ahnen bis in die Zeit der Kreuzzüge verfolgen, und jetzt sagt mir mein leiblicher Sohn, daß ihn seines Geschlechtes Fortbestand kalt läßt!“

„Du hast mir wahrscheinlich auch schon eine Braut ausgesucht? Nicht wahr? Und warum? Weil unsere Vorfahren und die Vorfahren anderer Geschlechter es auch immer so getan haben. Das nennt Ihr Ehen schließen und tut es ja auch. Und dennoch: was das Wesen der Ehe ausmacht, was freie Wahl, Zuneigung, Liebe genannt wird, danach fragt Ihr einfach gar nicht. So wollt Ihr Glück stiften und stiftet Unglück. Verschön' mich, bitte, damit.“

„Ich hab dich ausreden lassen und muß dir in vielem Recht geben, aber nicht in allem. Die Braut,

die ich dir ausgesucht habe, ist das beste, reichste und schönste Mädchen des ganzen Landes.“

„Und heißt Eva von Rosenwald!“

„Ja, noch heute reite ich hin und bring' die Sache ins Klare.“

„Tu's nicht, Vater!“

„Was hast du am Mädchen auszusehen?“

„Ich lieb' sie nicht!“

„Die Liebe kommt mit der Zeit; auch bei uns war es so. Zuerst wollte es nicht gehen, aber nach einem Vierteljahr — du liebe Zeit!“

„Daß Mutter aus dem Spiel, Vater! Ich mag die Rosenwald nicht!“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja!“

„Dann hör' auch mein letztes: Wenn du die Rosenwald nicht nehmen willst, zu der ich gleich hinreiten will, und du nach — wie ich überzeugt bin — mir gegebener Zusage deinen Vater durch deinen beharrlichen Widerstand bloßstellen willst und bei deinem halsstarrigen Wesen bleibst — dann sind wir geschiedene Leute!“

„Woran ich nichts werde ändern können.“

„Hör' mal, Junge, am Ende bist du schon gebunden?“

„Und wenn's so wär?“

„Wer ist's? Am Ende gefällt sie mir!“

„Das glaub' ich nicht!“

„Ist's die Kronenbusch? Die Drachensels? Oder gar die lustige Friedeschild?“

„Leg dich nicht aufs Raten, Vater, ich dent', ich sag's oder ich sag's nicht!“

„Nun, so sag's!“

„Salme vom Estohof!“

„Spaßvogel!“ — Er lächelte blöde.

„Blutiger Ernst!“

„W—a—s?“ Er kriegte stiere Augen; seine Nasenflügel zitterten.

„Sie ist meine Braut!“

Mit beiden Händen schlug der Alte auf den Tisch, daß die schwere Platte dröhnte, sein Gesicht bedeckte sich mit flammender Röthe, die Adern an den Schläfen schwellen an, seine Augen sprühten Blitze und er öffnete den Mund zu einem unartikulierten Schrei . . .

„Ein Bauernmensch!“

„Vater!“

„Heute am Tage vertreib' ich die ganze Sippe von Hof und Herd! Mit blankem Schwert, wenn's sein soll!“

„Neben dem Estobauer stünde ich mit blankem Schwerte!“

„Nimm sie dir doch zur Mutgeberin!“

„Vater!“ Er fuhr mit der Hand zum Dolche.

„Hab' ich deshalb bis heute leben müssen, um da s zu hören?“ Er knickte zusammen und röchelte:

„Die Salme vom Estohofe! Schwager Mats und Schwägerin Trino! Es ist ja alles egal! Bitte, treten Sie immer ruhig ein — hochverehrte Herrschaften! Hier können Sie sich ohne weiteres mit den Fingern schraubn, aber nur nicht dann mit den Fingern an die Vorhänge, und ziehen Sie Ihre Pasteln ruhig

im Vorzimmer aus, wenn Sie barfuß gehen wollen, es ist ja Frühling und wird alle Tage wärmer.“

Dann verfiel er in ein blödes Lachen. Wer diese sonst so kraftvolle Persönlichkeit in solch hilfloser Lage gesehen hätte, würde gewiß von Mitleid gepackt werden. Auch Gert Eberhard war nicht gleichgültig geblieben. Ihm tat der, der sich vor Schmerz und Schande krümmte, herzlich leid, darum rief er mit bittender Stimme:

„Vater — lieber Vater!“

Das war seines Sohnes Stimme. Diesen Ton kannte er.

„Was hast du mir zu sagen?“

„Daß wir uns nicht übereilen sollen, weder du noch ich, und wir uns nicht verfeinden sollen!“

„Junge! Ich hab' dich geliebt von Kindesbeinen an, ich bin dir Freund und Lehrmeister gewesen bis auf den heutigen Tag. Ich hab' dir den ersten Flixbogen geschnitzt und dich zum erstenmal aufs Pferd gehoben, mit mir bist du zum erstenmal durch unsere Wälder gegangen und neben mir hast du den ersten Elch erlegt. Ich hab' dich erzogen zu allen Tugenden und Pflichten des ritterbürtigen Standes und du warst mein Stolz und Augenweide bis auf diesen Tag — Junge, tu' mir nicht diese Schande!“ Er versuchte zu weinen, aber er verstand es nicht.

Er röchelte und stützte sein Haupt in beide Hände:

„Sieh' nur, ich hab' keine Tränen auf Lager, aber hier drin ist alles butterweich geworden, Junge . . . nicht wahr?“

„Wunde gegen Wunde, Schmerz gegen Schmerz, Vater! Daß ich dich liebe und ehre, hast du wohl empfunden jeden Tag, und daß ich dir jeden Schmerz ersparen will, wirst du mir glauben, aber was kann der Mensch für sein Herz? Ich will sie dir ja nicht schildern, deren Namen du nicht hören kannst, ich will dir auch nicht erzählen, wie alles gekommen, ohne mein Zutun und wie ein Geschenk des Himmels, ich will dir nur eins sagen, daß einer von uns nachgeben muß, und dieser eine will ich sein. Bleib' du ruhig auf Erb und Eigen, such' dir einen Tochtersmann aus und set' ihn zu deinem Erben ein — ich will außer Landes gehen mit ihr, von der ich nimmer lasse, namen- und mittellos — du kannst dann auf der Sippe Tagung sagen, daß dein Sohn verschollen sei. Niemals, das schwöre ich dir, werde ich wieder kommen und mein Erbrecht geltend machen. Die Zeiten sind unsicher; niemand weiß, was morgen sein kann, ein Mensch verschwindet leicht und bald ist er vergessen . . . Das ist's, was ich dir sagen wollte, was ich mir in schlaflosen Nächten als einzigen Ausweg erdacht. Ich bringe das Opfer, das ich bringen kann. Gibst du mir Recht, Vater?“

„Nicht verlieren, sondern behalten will ich dich. Was du mir da vorschlägst, macht mich nicht glücklich, sondern unglücklich, weil es mir meinen Sohn raubt, meinen einzigen. Dein Rat ist schlecht!“

„Ich habe keinen besseren!“

Der Alte über sah die Lage und er mußte seinem Sohne recht geben. Aber schon stieg ein neues Bedenken in ihm auf. Wie wenn jemand aus seiner

Stippe etwas von diesem unerhörten Falle erführe? Es wäre ja wohl noch keine Ehe, aber die bloße Absicht sei strafbar und verwerflich. Er gab viel darauf, was die Leute sagten und er kannte auch ihre Macht. Die Schuldigen hätten ihr Verbrechen mit ihrem Leben büßen müssen. Das wäre klar. Sie mußte verschwinden. Aber das wäre Mord. Er lehnte den Gedanken ab. Je mehr er nachdachte, um so ratloser wurde er. Und dabei drängte die Angelegenheit . . . Konnte er seinen Sohn zwingen, von ihr zu lassen?

Alle weiteren Versuche in dieser Richtung würden ebenso kläglich, wie der eben unternommene, verlaufen, und bitten — das konnte er nicht. Aber durfte er das Glück seines Sohnes dem Standesvorurteil opfern? Hatte er ein Recht darauf?

Aber wie? Hatte sie nicht auch Eltern, und war der Haß der Esten gegen die Deutschen nicht gerade jetzt ein beispiellos großer? Und träte sich das in diesem Falle nicht sehr glücklich? Hier könnte vielleicht der Hebel angelegt werden, darum sprach er:

„Du glaubst doch nicht, daß ihre Eltern dich mit offenen Armen aufnehmen werden?“

„Das glaub' ich nicht!“

„Wie denkst du dir denn den Verlauf und das Ende?“

„Vater, ich warte!“

„Doch nicht auf ein Wunder?“

„Ja, auf ein Wunder!“

Der Alte schwieg — aber zu denen von Rosenwald fuhr er doch nicht. Auf Seehof aber ward's immer stiller und schweigsamer. Nun wußten in der

Familie alle um Gert Eberhards Geheimnis, denn auch Udo wurde von Claus sofort eingeweiht und Udo gab den Ausschlag, indem er seinem Bruder in kurzen, klaren Worten den Standpunkt der Löwenburgs klarlegte: Schweigen, abwarten, und sollte es doch dazu kommen, dann handeln, rücksichtslos handeln nach Brauch der Sitte — Gefühlsmomente kämen nicht in Betracht.

Claus konnte dagegen nichts erwidern, ihm war's, als ob er die Stimme seines Geschlechtes hörte, der man gehorchen müsse. . . .

Aber Glück und Unglück wechseln schnell miteinander ab.

Als es ganz still auf Seehof geworden war und die Stimmung am drückendsten, kam plötzlich durch den von Friedeschild ein frischer Hauch jungen Glückes in das der Verödung nahe Heim.

Der alte Herr kam eines Tages auf seinem prächtigen Rappen angesprengt und hielt in wohlgelegter Rede für seine beiden Söhne um die Hand der beiden Löwenburgschen Edelfräulein an. Sie hätten sich, als sie neulich hier gewesen, unsterblich in die jungen Damen verliebt und drohten mit Selbstmord im Fall einer Absage.

Und zwar hielt er für seinen Älteren um die Hand der Älteren und für seinen Jüngeren um die Hand der Jüngeren an, so daß in jeder Hinsicht alles zum Besten getroffen war und auch nicht der kleinste Einwand erhoben werden durfte. Es half nichts, daß die sorgende Mutter sich Bedenkzeit erbat, sie wurde überstimmt und die Zusage gegeben.

Somit war der ahnenstolze Max der Eigner Birgittens und Fridolin, der Jüngling mit dem gesegneten Appetit, der zukünftige Befehlshaber der mitunter etwas heftigen Selma geworden.

Das war ein Pflaster auf die eben geschlagene Wunde! Der Fall Gert Eberhard geriet in Vergessenheit, wenn man von der Mutter ablah, die ihres Sohnes Geschick in treuem Herzen bewegte.

Die Mädchen aber und die beiden alten Herren waren wie umgewandelt. Die frohen, alten Zeiten schienen wiedergekehrt zu sein, und das Verlobungsmahl war ein sehr freudiges. Natürlich hielt „der Redner mit dem Brustton“ eine gewaltige Rede und die Brüder leerten ein jeder je zwei Riesenbecher.

Nach weiteren vierundzwanzig Stunden erschienen an Stelle ihres bereits weggerittenen Herrn Vaters die beiden Söhne, Max in tadellos sitzender Kleidung und Fridolin mit einem gewaltigen Appetit, und bald sah hier ein sich schnäbelndes Paar und dort eins, in der Küche wurde gebraten und gesotten, und im Keller so manche Kanne gefüllt, denn die Partien wären die besten, und zu St. Georg, also schon just nach zwei Wochen, wurde die Hochzeit angelegt.

Die Freude war gewaltig, das Glück ganz unbeschreiblich groß.

Als die jungen Herren fortgeritten waren, fragte Gert Eberhard seine Schwestern, ob sie schon lange in ihre Verlobten verliebt gewesen, und beide antworteten glückstrahlend: „O, sehr lange!“

Als aber der unermüdbliche Inquisitor des weiteren sie fragte, ob sie denn auch ihre Verlobten schon

wirklich so lange kannten, und ob sie dieselben auch wirklich so häufig gesehen, da sagte die eine:

„Nicht lange, aber häufig“, und die andere:

„Nicht häufig, aber lange!“

Da fragte auch er nicht mehr, sondern ging seiner Wege.

Bei der Steinbank angekommen, sah er den „lieben Hof“ und auch sie, seine Salme. Sie hatte offenbar eben gemolken und trug den vollen Eimer in die Borratskammer. Es war Leben und Treiben auf dem Estohofe. Der Bauer ging hin und her, auch Märt zeigte sich, ein schweres Bündel tragend. Dann kam Salme wieder, sie streute den Hühnern Futter aus, dann sah man den Bauer wieder, welcher schnell ins Wohnhaus ging. Märt trat auf Salme zu, sie wechselten ein paar Worte und verschwanden. Dann kam sie allein wieder und fegte vor der Tür des Wohnhauses. Nur die Mutter sah er nicht. Er konnte es freilich nicht wissen, daß sie schon den vierten Tag zu Bette lag, von Schmerzen und Fieber geplagt.

„So ist das Leben!“ sagte er zu sich, „zu dem einen kommt das Glück nur so angeflogen und sie können sich deselben freuen, ungestört und ungestraft — der andere sieht's nur aus weiter Ferne!“

Wie gern hätte er eben mit ihr unten auf dem Hofe zusammen gearbeitet! Und nun mußte er sich damit begnügen, ihr von weitem zuzusehen.

Er hätte nicht übel Lust, auch dem da unten die Sache anzuvertrauen, aber Salmes wegen unterließ er es, denn ihr Leben wäre dann wohl ein ganz un-

erträgliches geworden, namentlich da sie ohne seinen Schutz bleiben mußte.

* * *

Auf dem Eskohofe standen nach der Tagesarbeit Märt und Salme im Gespräch beieinander. Der Alte beobachtete sie aus dem Fenster. Er wußte, worum es sich handelte, hatte er selbst doch dem Märt zu diesem Schritte Mut zugesprochen!

Die fiebernde Frau lag still; tapfer beherrschte sie ihre Schmerzen.

Der Eskobauer aber beobachtete scharf. Hören konnte er nichts, aber auch das, was er sah, schien ihm wenig zu behagen. Das Gespräch war kurz, und sie trennten sich bald. Märt ging auf seine Schlafstube, und Salme kam zum Vater.

Ihr erster Gang war zur Mutter, der sie einige Handreichungen leistete; dann ging sie zum Vater ans Fenster, der ihr freundlich in die Augen sah, als erwartete er von ihr einen Bericht; er täuschte sich nicht, die Tochter sprach:

„Märt hat um meine Hand angehalten!“

„Hat er?“

„Ja!“

„Und du?“

„Ich hab' ihm abgesagt.“

„Warum? Er ist ein wohlhabender Bursche und nach meinem Tode bekommt er meinen Hof.“

„Das kann ja sein.“

„Und warum bist du nicht einverstanden? Er ist ein guter Arbeiter und ein lieber Mensch.“

„Das wohl, aber die Liebe fehlt.“

„Ueberleg' dir's noch.“

„Zuerst muß Mutter gesund werden, dann wollen wir wieder darüber reden.“

„Ich geb' dir Zeit; bist mein liebes Kind!“

Zart streichelte er ihre Wangen und ging dann schlafen. Er war davon überzeugt, daß sie sich nur sträubte, wie 's Sitte war bei den Bauernbirnen, welche den ersten Antrag in der Regel abschlugen, um mehr umworben zu werden, denn daß ein Freier, wie Märt, nicht vergeblich ansprechen würde, das war ihm klar. Er wäre ja auch bei dem Weibe in hohen Gnaden. Jetzt sei sie zwar krank — eine dumme Krankheit — so ganz ruhig wär' er nicht, aber es würde schon werden. Dann schlief er ein. . . .

Die Tochter saß bei der Kranken. Der Bauer schnarchte laut. Er war müde nach der schweren Tagesarbeit.

Die Kranke war sehr unruhig, sie verlangte nach einem frischen Umschlage, auch trank sie einen Schluck eiskalter Milch.

Sie hatte hohes Fieber.

„Wie ein Stück Kohle fühlt sich das Mütterchen an“, dachte Salme. Die Kranke hustete und dann gab's Schmerzen in der Brust. Mitunter versiel sie in einen kurzen Schlämmer. Ihr Atem war sehr unregelmäßig.

Als es zu dämmern begann, schlug die Kranke die Augen auf, sie sah ihre Tochter am Bette sitzen und lächelte. Dann sprach sie:

„Näher, Kind, muß dir was sagen!“

Sie beugte sich über die Kranke und küßte sie.

„Sieh mal, ich muß jetzt sterben. Gott will es so. Aber erst will ich dich segnen und deinen Liebsten.“

Sie machte eine Pause. Das Sprechen fiel ihr schwer. Dann fuhr sie fort:

„Ihr werdet glücklich werden — nach viel Bösem und Schwerem —“

Weiter kam sie nicht, kraftlos sank sie zurück. Salme erschrak. Sie glaubte, das Ende wäre da. Den Vater mochte sie nicht wecken, es könnte doch unnütze Angst ihrerseits sein, und dann hätte ihn die Störung geärgert. So saß sie allein am Bett und hielt die heiße Hand der Mutter in der ihrigen — da kam's wie ein plötzlicher Ruck über die Sterbende, sie atmete einigemal tief auf — und dann — nach einer Pause — atmete sie aus. Salme horchte. Es blieb alles still. Kein Köcheln, aber auch kein Atem mehr. Die Hand der Mutter erkaltete. Ein tiefer Friede lag auf ihrem schönen Gesicht.

Da fielen die ersten Sonnenstrahlen des Frühlingmorgens ins Wohnzimmer des Eskobauers, und der Wirt erwachte. Salme rief mit leiser Stimme:

„Vater, eben ist Mutter gestorben!“

Er trat ans Bett, befühlte sie, legte sein Ohr ans Herz und sagte:

„Ja, sie ist tot.“

Dann zog er die Decke über ihr Gesicht und sprach im Weggehen:

„Eine gute Arbeiterin war sie — das ist wahr!“

Salme brach an der Leiche ihrer Mutter zusammen.

Nach zwei Tagen wurde sie begraben. Der Mann und Märt gruben selbst das Grab. Die Nachbarn kamen. Es wurde auch gesungen. Nach dem Begräbnis waren alle im Eskogesinde. Salme hatte ein gutes Abendessen bereiten müssen. Man rühmte die Tote. Es erwies sich, daß sie keinen Feind gehabt. Es war eine sehr schöne Beerdigung. . . .

Als die Gäste gegangen waren, sagte der Vater:

„Nach St. Georg wirst du Märts Weib. Er wird nochmals um dich freien; nötig ist's nicht, aber Brauch. Ihr bleibt beide hier. Ich gehe in Märts Schlafstube. Eine Wirtin ist nötig.“

Salme antwortete gar nichts. . . . Sie saß oft am Grabe der Mutter. Wie ein neuer Segen kam's täglich hier über sie. Es war das ein stiller Ort. Niemand störte sie. Einmal freilich kam Gert Eberhard. Er hatte vom Tode gehört.

„Noch haben wir zehn Tage Zeit. Ich werde alles zur Flucht vorbereiten. Mich hält hier nichts. Auch mich will man verkuppeln“, sprach er. Salme hatte ihr Haupt an seine Brust gelegt. Sie wußte nicht, was tun. Sie wußte nur, daß sie Märt nicht heiraten würde. — Lieber ins Meer. Aber sie hoffte auf irgend einen Ausweg, und die letzten Worte der sterbenden Mutter waren ihr Stecken und Stab.

Siebentes Kapitel.

Kampf und Tod.

Im Seehoffschen Gutswalde am Ufer des Birken-sees sind in später Abendstunde mehrere Bauern versammelt, etwa acht an der Zahl. Sie haben sich im Kreise gelagert und scheinen auf irgend etwas zu warten. Langsam fließt die Rede, nach Bauernart, ruhig und gefest sind sie in ihren Bewegungen. Es gibt Wichtiges zu hören und aufzunehmen, das wissen sie, aber es regt sie nicht auf, sie scheinen ihrer Sache sicher zu sein.

„Morgen in der Nacht?“ fragt einer.

„Ja!“ antwortet ein zweiter.

„Zeit wär's!“ äußerte sich ein dritter.

„Was hat uns gefehlt, als wir allein waren?“ fragt ein vierter. „Mein Vater hat's von seinem Vater, daß wir frei waren, ganz frei; alles Land war unser, wir konnten leben wie wir wollten, und wir lebten gut.“

„Natürlich!“ kommt die Erklärung aus einem anderen Munde, „weil Altvater noch unser Herr war und nicht der neue, deutsche Gott!“

„Altvater ist ein guter Gott, wer ihm opferte, kriegte, was er verlangte.“

„Haha!“ lacht einer in glücklicher Erinnerung an eine schöne Zeit, „war mal meine Kuh krank, und ging ich zum Saare Karla und gab der mir ein Zauberwasser und sagte: reib' damit Kopf und Ohren der Kuh ein und sprich dabei: „Altvater hilf“, so wird die Kuh gesund! Und ich tat's und die Kuh ward gesund. Aber jetzt? Bet' soviel du willst, nichts kommt dabei heraus!“

„Neue Zeit, schlechte Zeit!“ brummte einer.

„Und sie verbieten es einem jetzt, heilige, geweihte Münzen zu tragen und nach Holzstäben die Zukunft zu erklären, und sagen, das sei Zauberei. Ich tu's aber doch, eben noch hab' ich einen Stein im Bach, einen ausgehöhlten, da verwahre ich geweihte Spangen und Münzen. Dummes Zeug das mit ihrem Verbot!“

„Und wo sind die Waldseen und Wassernixen geblieben? Aber auch nicht eine, alle weg — alle; früher sah man sie noch im Flußnebel und im Mondschein!“ redete ein anderer.

„So haben die Fremden es gemacht; erst die Götter, dann das Land!“ wettete ein Alter.

„Und wenn's dabei geblieben wär“, meinte ein rothhaariger, schielender Bursche, „aber da mußten die Männer für die Deutschen arbeiten, Bäume fällen, Wurzeln ausgraben, Felder pflügen, daß die Knochen nur so knackten; wer gab ihnen ein Recht dazu?“

„Niemand, niemand“, riefen mehrere gleichzeitig.

„Und was haben sie zuweilen mit unseren Weibern angefangen! Wer zählt die Halbblütigen im Lande? Auf hundert Schritte erkennt man sie; sie haben unser

Volk verdorben, die Eindringlinge“, schrie einer und ballte die Faust. . . .

Ueber den Bäumen stand der volle Mond. Aus dem Ufergebüsch des Sees erschallte das Lied der Nachtigall. Fledermäuse huschten im schnellen Fluge über die Köpfe der Männer weg. Ein Fuchs kam auf seinem Pirschgange an den Ort, verdutzt blieb er stehen auf einen Augenblick und schnürte dann eiligst ab. In den Gipfeln naher Kiefern wiegten sich im Winde schlafende Krähen, durch Moos und Heidekraut trotteten emsige Igel; sie waren auf der Mäusejagd, hätten aber auch eine Schlange gar gern verspeist. Nicht leblos war der Wald. Das Nachtgetier ging auf Raub aus, und die Menschen, die hier plaudernd hockten, hatten auch einen Zweck, der das Licht des Tages scheute.

„Eigentlich sollte man sich die Sache doch noch überlegen“, sprach ein alter Bauer, der bisher geschwiegen hatte, „mein Herr hat mir nichts Böses getan, immer ist er zu mir freundlich gewesen; das ist wahr, selbst hat er nicht viel gearbeitet, aber auf Faulheit steht keine Todesstrafe.“

„Lindenwirt, du Deutschgänger, das hab' ich von dir erwartet“, kam die Antwort.

„Das darfst du nicht sagen, Maddis, ich hab' mich vor niemand gebückt, aber es ist so, glaub's nur!“

„Dann geh' zum Teufel! Was suchst du hier! Wir kommen ohne dich aus! Wir brauchen nur Gleichgesinnte!“ So tönte es von vielen Seiten zumal.

„Nein, ich bleib', weil ich Erste bin, aber meinen Herrn überlasse ich euch! Ich kann nicht für Wohltun töten!“

„Wirst du auch schweigen können?“ rief der Rothaarige.

„Sollte es meinen! Die Waffen, die der Esobauer aus Seehof raubte, liegen sicher bei mir.“

„Das war was! Wie er es nur fertig kriegte?“ fragte einer.

„Der kriegt alles fertig, wenn er will“, rief ein anderer.

Doch da kam er selbst mit Märt.

„Habt gewartet; mußte aber eine erkrankte Kuh schlachten!“

„Dein Weib hast du auch verloren. Schlag auf Schlag, Bauer!“ rief einer mitleidig.

„Ja! Aber nun ans Werk. So lauten die Befehle der Ältesten: Morgen nach Sonnenuntergang kommt alle zum Lindenwirt! Bleibt keiner weg, sind's hundertzwanzig Mann. Dort werden die Waffenlosen bewaffnet, Beile und Sensen, Messer und Kolben sollt ihr mitnehmen. Wohin es geht, erfahrt ihr morgen. Ein Feuer wird auf dem Kronskallas brennen zum Zeichen für die anderen Haufen. Wir in Harrien fangen an; die anderen folgen. Wessen Weib mitmachen will, nehmt mit. Und geschont wird niemand und nichts. Sie müssen alle sterben!“

Schauerlich tönte das Echo: „Sie müssen alle sterben!“

„Und nun zum Schwur! Was ich vorspreche, sprecht nach.“ Mit erhobener Rechten sprach er:

„Wir schwören bei Altvater, ganze Arbeit zu tun, niemand zu schonen und zu schweigen!“

Im Chor ertönten die Worte wieder.

„Altvaters Zorn treffe den Treulosen oder Feigen.“

Auch das wurde wiederholt.

„Nun ist's gut. Nur wenn alle kommen, kann der Plan gelingen!“

„Eskwirt! Geplündert wird?“ fragte der Rothhaarige.

„Nach Herzenslust, denn unser ist alles, was der Deutsche hat! Er hat's durch unseren Fleiß!“

„Durch unseren, durch unseren!“ kam's von allen Seiten.

„Ist noch eine Frage zu beantworten?“ rief der Eskobauer.

„Wenn's aber nicht auskommt?“ rief einer aus dem Hintergrunde.

„Dann bist du der Erste, den ich totschlage!“

„Gut gegeben!“ rief einer; etliche lachten . . .

Sie waren alle ruhig, als ob sie keinen Mordplan schmiedeten, sondern eine Feldarbeit besprechen würden.

Noch schlummerte die Bestie in ihnen; sie hatten noch kein Blut gesehen. War's am Ende nur der Haß, der auch die scheußlichste Tat lobenswert erscheinen ließ? Mit kaltem Blute wollten sie an die Arbeit gehen. Das war das Unheimliche bei der Sache und ein Unterpfand des Gelingens. Das einzige und wirklich Große aber war: der Plan blieb geheim, es war kein Verräter unter ihnen.

* * *

Auf Seehof war der Tag vor St. Georg ein freudiger. Man erwartete zur Feier der Doppelhochzeit alle benachbarten Familien. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Das Einfahrtstor prangte im Schmucke frischer Kränze, stolz wehte vom Turm die Fahne des Geschlechtes in der Luft, weithin sichtbar, als wollte sie dem ganzen Lande von der Freude derer von Löwenburg berichten. Und erst die Festräume des Hauses selbst! Was Liebe, Arbeit und Reichtum leisten konnten, war hier geschehen, und schon am frühen Morgen sah man die Familienglieder freudig erregt durch die Räume wandeln.

Gert Eberhard freilich machte eine Ausnahme. Er zeigte sich wenig in der Gesellschaft der Glücklichen, er wollte die allgemeine Freude nicht stören. Die beiden Bräute dagegen konnten das Uebermaß ihres Glückes kaum fassen. Sie sahen auch in ihren glänzenden Hochzeitengewändern, glücklich lächelnd, reizend aus. Ihr alter Onkel Udo spakete viel mit ihnen. Er gab ihnen die allerdrohligsten Ratschläge, wie man sich am schnellsten Männer zähme, was zu tun und was zu unterlassen sei:

„Nie zu heiß, aber auch nie zu kalt, immer auf goldener Mittelstraße, meine lieben, jungen Dinger, das hält am längsten vor! Und immer gut tafeln, denn die Liebe des Mannes geht durch den Magen zum Herzen. Nicht eifersüchtig sein; lieber schon Eifersucht erwecken, denn dann frißt's am Herzen des anderen; kleine Zwistigkeiten schnell beseitigen, es zu großen nie kommen lassen; Schwächen und Fehler des anderen

tragen und dafür sorgen, daß der Stammbaum mächtig blühe!“

Das war ein Lehrmeister in der „ars amandi“ der alte, unbeweibte Onkel. . . .

Als erster erschien aus Reval der Priester und Dominikanermönch, der die Paare einsegnen sollte; gern nahm er am Imbiß teil, den ihm die beiden Brüder anboten. Er war offenbar einfacher Leute Kind und hatte noch nicht so herrliche Wohnräume und eine so breite Lebensführung gesehen. Er kam aus dem Staunen gar nicht heraus und sprach tapfer den Speisen und Getränken zu.

Als der Wein seine Wirkung auszuüben begann, trat das Menschlein im Mönchlein hervor und er äußerte seine Bereitwilligkeit, dem Kloster den Rücken zu kehren und im Gefolge derer von Löwenburg bis an sein sanftseliges Ende zu verbleiben — ein Wunsch, der, anders als er dachte, nur zu bald in Erfüllung gehen sollte.

Mit diesem Priester waren die Brüder gar wohl zufrieden. Das sei doch ein richtiger Männerpriester, meinte Claus.

Aber da begann schon das Anfahren und Anreiten der Hochzeitsgäste.

Außer den uns bereits bekannten Familien kamen noch einige andere mehr, so daß die Ordensvasallen eines großen Umkreises auf Seehof versammelt waren.

Zuletzt trafen die von Friedeschild ein. Sie hielten es für selbstverständlich, heute den Glanz und den Reichtum ihres Hauses zu offenbaren. Die prächtigen Wagen waren mit Rossen edelster Abstammung be-

spannt, die zufällig zur rechten Zeit aus dem Auslande eingetroffen waren. Als sie durchs Gutstor fuhren, flüsterte ein Hofsknecht der strammen Kadri zu:

„Nun haben wir alle Fliegen unter einer Klappe!“

Kadri, die den beiden alten Herren nicht unliebe Viehmagd, verzog ihr breites Gesicht zu einem dummen Lächeln. Ihr schien es ganz bedeutungslos zu sein, was heute geschehen sollte. Sie war neuerdings dem jungen Hofsknecht zugetan und hoffte bei der „Teilung“ nicht mit leeren Händen auszugehen. . . .

In dem großen Saale neben dem Speisezimmer saßen und standen die Gäste in zwanglosen Gruppen beisammen. Die Kopulierung war eben vollzogen worden und sie harrten des Mahles.

Die jungen Ehemänner waren heute so recht der Mittelpunkt der Gesellschaft. Eigentlich nur der eine, der Max, der Jüngling mit dem stark entwickelten Ahnenbewußtsein. Aber wie sah er heute auch herrlich aus! Sein Gewand, seine Haltung, sein Auge, sein Gespräch — alles glänzend, fast fürstlich! Die jungen Edelleute, die ihn umstanden, lauschten andachtsvoll der Erzählung seines Mundes, die sich natürlich nur um die Vorgeschichte seiner Familie drehte. Er holte weit aus und erzählte, daß sein berühmtester Ahne im Kreuzzuge bei der Erstürmung Jerusalems so tapfer mitgekämpft habe, daß er „auf ein Haar“ an Gottfried von Bouillons Stelle zum Könige gewählt worden wäre. Ein anderer früherer Ahne, der unter Karl dem Großen gelebt, hätte für verschiedene Dienste und Verdienste „auf ein Haar“ eine der vielen Töchter des Kaisers, er glaubte, sie hieß Ingraban, zur

Frau erhalten, und dennoch sei die Bescheidenheit bis auf den heutigen Tag der schönste Zug im Wesen seiner Familie geblieben.

Die entzückten Zuhörer lächelten begeistert, nur einer von ihnen hatte die dreiste Unverfrorenheit, zu bemerken, daß man beim Nachforschen über derartige, zeitlich fernliegende Begebenheiten auch auf legendäre Uebertreibungen stoßen könne, wodurch er sich aber nur unwirische Bemerkungen der anderen zuzog. Es war das aber auch ein unglaubliches Benehmen, diesem so feinen Edelmann an seinem Hochzeitstage eine derartige Lehre zu erteilen!

Der zweite Bräutigam trat weniger in den Vordergrund. Er schritt an der Tür des Speisezimmers auf und ab und warf sehnsüchtige Blicke in das ihm noch immer verschlossene Paradies.

„Na, Fridolin“, sagte einer, „scheinst Hunger zu haben?“

Fridolin sprach: „Ei freilich, essen und trinken ist nötig und wenn ich genug gegessen und getrunken habe, dann könnte ich auf eine jede andere Beschäftigung verzichten!“ . . .

Auch die alten Herren hatten ihr Gespräch, das sich um die Kassepferde derer von Friedeschild drehte, was den Besitzer derselben höchlichst erfreute. Der von Rosenwald wollte morgen am Tage sich ebensolche Gäule verschreiben, während der von Carlosstein für die ländischen Klepper war. Der von Kammerfluß war heute merkwürdig still, auch hatte er seinen „Beerenjaft“ zu Hause gelassen. Auf der Stirn prangte eine friische Narbe, deren Herkunft dunkel war.

Unterdessen führte die Hausfrau die Damen zum Brautstuhl. Die von Musterstett, die vorbildliche Hausfrau, war, wie immer, schnell begeistert. Es war das die Freude der Besitzenden, die auch anderen was gönnt. Sie lobte alles und meinte, daß sie Besseres noch nicht gesehen. Ihre Worte waren herzlich gemeint und erfreuten deshalb auch die jungen Frauen.

Die von Friedeschild aber mußte dieses Lob dämpfen, darum machte sie darauf aufmerksam, daß die von Löwenburgs ja durch das Stranden der Rogge manches auffallend billig erstanden hätten. Die Hausfrau hörte diese Bemerkung, schwieg aber; sie wollte ihrer neuen Verwandten die Schadenfreude nicht verderben.

Die von Kammerfluß hatte noch nicht ihr widerspenstiges Haar zu ordnen, deshalb war sie gut gelaunt und durchaus auf seiten der „lieben Frau von Musterstett“, aber die von Rosenwald war heute ganz und gar aus dem Häuschen und ihr Zünglein schlug die wunderbarsten Knoten. Sie hatte durchaus noch nicht die Hoffnung aufgegeben, ihre Tochter dem jungen Löwenburg anzuverloben, obgleich ihr Mann sich viel gleichgültiger gebärdete und auf alle Bemerkungen ihrerseits nur immer die eine Antwort hatte:

„Eva ist jung, schön und reich, solche Mädchen fallen wie reife Äpfel von selbst vom Baume; bitte, schüttele nicht unnützlich!“

Das war ja richtig, aber sie wollte heute zum Ziele kommen, heute sollte in die frohe Hochzeitstafelrunde gleichsam als süßer Nachtisch die Freudenbotschaft

von der Verlobung ihrer lieben Eva mit dem Erben derer von Löwenburg pläzen.

Und ihre Eva war auch ein blühsauberer Mädels! Vereingte sie nicht in sich alle Vorzüge des Geistes und des Körpers? Und dabei hatte sie nicht den leichten Zungenfehler ihrer Mutter! Unbegreiflich, wo der Gert Eberhard seine Augen hatte! Ein Paar wie geschaffen für einander vor Gott und den Menschen! Das reine Glück, daß sie nichts wußte von dem, was die Löwenburgs als ihre „Familienschande“ wohlverschlossen in verschwiegenen Herzen hüteten. Hätte sie geahnt, in welche Fenster der Gert Eberhard nun schaute! Sie hätte sofort eine ihrer größeren Ohnmachten erhalten und die gesamte Festesfreude gestört.

Aber wenn einmal ein Wurm im Herzen sitzt, dann kriecht er auch um sich und sucht zu schaden, wo er immer kann. Darum nahm sie die von Kammerfluß beiseite und raunte ihr bissig ins Ohr:

„Wie—viel aber a—alles so scha—schablonenhaft und gar kein a—ab—ge—klärter Ge—schmack das da mit der A—Aussteuer!“

Die von Kammerfluß aber widersprach ihr lebhaft:

„Ich begreife nicht, was Sie denn da noch vermissen? Ich finde im Gegenteil, daß ein feiner Geschmack aus allen Stücken der Aussteuer spricht; ich wäre glücklich, hätte ich nur die Hälfte von alledem in die Ehe mitgebracht!“

Das konnte sie nicht vertragen und wutschnaubend tauchte sie unter den Männern auf, wie ein Hai, wenn er nach seinem Opfer schnappt.

Die Besichtigung der Aussteuer dauerte noch fort, denn es ist den Frauen eigen, schöne Sachen und namentlich fremde Sachen mit einer unbegreiflichen Ausdauer zu betrachten, zu befühlen, zu betupfen und zu drehen.

Die von Rosenwald aber hatte sich derweil an den Dominikanermönch gemacht und ihm in ihrer stammeln—den Sprache sehr ingrimmig erklärt, daß sie die Ehelosigkeit der Priester für eine Sünde wider das menschliche Geschlecht halte.

Der Priester, der heute seinen alten Adam, wie wir sahen, in voller Freiheit rumoren ließ, erwiderte schmunzelnd, daß er am liebsten in diesem Augenblick in den Stand der heiligen Ehe treten wollte, was die Dame glauben ließ, er wolle sie hänseln.

Der von Carlosstein hatte das Gespräch gehört; er klopfte dem Priester auf die Schulter und sprach:

„Doppellöster, ehrwürdiger Vater, und junge Wirtschafterinnen!“

„P—fui!“ sagte die von Rosenwald und weg war sie, wie ein Habicht abstreicht, wenn er eine Beute erspäht. Und sie hatte bereits ein neues Opfer sich ersehen; der junge von Musterstett war's, der einsam ragend am Fenster stand und gerade darüber nachdachte, ob er nicht auch unter den Töchtern des Landes sich eine Lebensgefährtin wählen solle. Da kam sie. Er kannte sie und wußte, daß man sich ihrer am schnellsten entledige, wenn man nicht widerspräche und ihren Redeschwall nur durch Brocken wie: „Natürlich — ganz meine Ansicht — sehr richtig — aber selbstverständlich — bravo — mir neu, aber durchaus zu-

treffend — voll innerer Wahrheit — nein, diese Beobachtungsgabe — ich bin hin — nur dumme Menschen denken anders —“ hin und wieder unterbräche. Er machte sich auf alles gefaßt und stand vor ihr wie ein Held, der auf einen Wink von ihr bereit ist, in den sicheren Tod zu gehen.

So gab er unbedingt zu, daß der Ehestand der beste Stand sei, daß auch hier liebreizende Jungfrauen anwesend seien, und daß ein Tag wie der heutige geradezu neue Verbindungen herausfordere, so daß sie ganz berauscht von seiner Liebenswürdigkeit, die sie für keimende Verliebtheit hielt, zu ihrem Töchterlein schritt und mit ihr eine längere Unterredung hatte, wobei man bemerken konnte, daß Jungfrau Eva einigemal gelangweilt lächelte und sogar zum Schlusse eine abwehrende Bewegung machte.

Sie schien eine Niederlage erlitten zu haben, die Mutter nämlich, aber sie gebärdete sich wie ein Feldherr, der wohl eine Schlacht, aber nicht den Krieg verloren zu haben glaubt.

Die Kräfte ihres Widerstandes verdoppelten sich und mit wütender Energie schritt sie auf die von Friedeschild los, in dunkler Andeutung ihr zu verstehen gebend, daß man auch noch andere Bräute auf der Welt hätte und daß stündlich neue Verlobungen möglich seien.

Frau von Friedeschild mit dem dehnbaren Herzen war durchaus ihrer Ansicht und meinte, ohne im Grunde dabei etwas Sonderliches zu denken, daß ihre Eva und der junge von Musterstett ein ganz vorzügliches Paar abgeben würden.

Die Arme! Sie wußte nicht, was sie tat, als sie diese Worte gedankenlos aussprach! Dadurch wurde die werbende Mutter in einen Taumel von Glückseligkeit veretzt, und die arme von Friedeschild hatte den ganzen Abend ihre Gesellschaft zu ertragen. . . .

Claus von Löwenburg war ein liebenswürdiger Hausherr, und getreulich half ihm dabei sein vielgeliebter Bruder.

Es war das ein fröhliches Gewoge in den Festräumen von Seehof zwischen der Kopulierung und dem Festmahl. Nur Gert Eberhard war still und stumm. Er besah sich die geschniegelten und gebügelten Herren und Damen, hörte hier und dort dem meist leichten Geplauder zu und ihm wurde je länger je mehr ein Gedanke zur Tatsache — als passe er nicht mehr in diesen Kreis.

* * *

Wir verlassen auf einen Augenblick die plaudernden Gruppen und sehen uns derweilen um, was auf dem Eskohofe am Vortage des hl. Georg geschah. Der Eskowirt war heuer sehr gehobener Stimmung; eine jede Bewegung, ein jedes Wort ließen erkennen, daß er Großes im Schilde führe. Nachdem das Vieh am Morgen beschickt worden war, teilte er mit, daß heute kein Arbeitstag sei. Er und Märt würden sofort ausgehen und erst am anderen Morgen wiederkehren. Salme solle das Haus hüten und sich nicht ängstigen. Was geschehe, müsse geschehen. Dann steckten sie ihre dolchartigen Messer zu sich, „für die Wölfe“, sagte Märt. An der Tür sagte der Vater noch, indem er seine Tochter freundlich ansah: „Morgen machst du mit

Märt Hochzeit nach alter Väter Art.“ Er sprach es scherzend, aber daß es ihm Ernst war, das wußte sie.

Und noch ein Keulenschlag sollte sie treffen. Der Eskowirt kam ins Zimmer zurück und sagte:

„Damit du es weißt, heute nacht werden die Deutschen dran glauben müssen, dann sind wir frei.“ Dann ging er . . .

Es gibt im Leben Ereignisse, denen gegenüber der Mensch machtlos ist. Er sieht das Unglück näher kommen und kann ihm nicht aus dem Wege gehn. Schon im Traume sind solche Zustände und Begebenheiten unerträglich, aber dort freut man sich, erwachend, daß alles nur ein Traum gewesen.

Aber wenn einen das erbarmungslose Leben packt, wenn Gefahren auf einen anstürmen, die man nicht abwenden kann, wenn man, mit gebundenen Händen und Füßen gleichsam, das Schauderhafte auf sich zukommen sehen muß, ohne auch nur die kleinste Möglichkeit der Abwehr zu besitzen, so wirken solche Schläge lähmend.

Auch dem stärksten Charakter geht es dann nicht anders.

Salme war jetzt in solcher Lage. Sie blieb wie gebannt stehn, als sie des Vaters Abschiedsworte vernahm. Sie versuchte einen Schritt zu machen, aber die Füße versagten. Sie wollte die Hand heben, aber kraftlos ließ sie dieselbe wieder sinken. Sie starrte vor sich hin und fiel dann plötzlich, wie vom Blitz getroffen, nieder. . . .

Als sie erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Ihr Kopf brannte, die Pulse flogen, sie konnte keinen

klaren Gedanken fassen. Sie hörte immer nur die Worte des Vaters und aus allem Schrecklichen löste sich das eine: Gert Eberhard ist in Gefahr!

Dieses Bewußtsein regte sie tief auf; das durfte nicht gescheh'n.

Aber wie sollte Rettung kommen? Durfte sie ihr Volk verraten? Durfte sie warnen? Ja! Aber nicht alle, sondern nur den einen, den einen! . . . Heute wären sie alle auf Seehof, zur Doppelhochzeit versammelt! Hier würde der erste Schlag fallen. Inmitten aller wäre auch er . . . O, wenn doch noch ihre Mutter lebte! Wenn sie doch überhaupt eine Menschenseele um sich gehabt hätte. . . . Sie wollte beten, aber es ging nicht. Altvater wär' tot, vom deutschen Gott wußte sie nichts. Wo wäre da Hilfe zu erwarten? . . . Und die Zeit eilte mit Windesschnelle. Noch zwölf Stunden, und das Unausdenkbare wäre geschahn. Ununterbrochen, in fieberhafter Eile arbeitete ihr Hirn. Plan auf Plan wurde geschmiedet, Plan auf Plan wurde verworfen. . . Undurchführbar alles — undurchführbar. . .

So sah das Ende aus . . . Das war der Tod . . . Und dennoch . . . dennoch . . . es durfte nicht sein . . .

Plötzlich vernahm sie auf dem Hofe eine wohlbekannte Stimme. Linda, die treue Freundin, ließ ihre schnarrende Stimme erschallen:

„Wo bist du, Salme? Bist du auch zum Deutschenmord?“

Sie fand die Freundin im Zimmer, schluchzend, auf dem Bette, sich windend in Qualen der Seele.

„Stirbst du? Ach du liebe Zeit! Was gibt's?“

„Linda, dich schickt ein guter Geist!“

Und in fliegender Hast sagte sie ihr alles, offenbarte sie ihr alles, vertraute sie ihr alles.

Jetzt kam's über Linda. Starr und sprachlos schaute sie auf ihre Freundin: „Jetzt helfen freilich keine Märchen! Ach du Arme!“ Und dann nach einer Pause: „O, du Kleine, du Liebe!“

Und dann schloß sie die Freundin in die Arme und wollte sie zerquetschen vor Freude und Glück!

„Da müssen wir was zusammen denken, wir beide! Wart', wart'! Ich hab's! Ich lauf' nach der Anna; daß du wartest! In einer Stunde bin ich bei dir!“ Und weg war sie . . . Und nach einer Stunde war sie wirklich wieder da und hatte die Anna mitgeholt. Sie hatten ein Kleiderbündel mitgebracht. Und nun ging's an ein Zuscheln und Hantieren. . . .

* * *

Später Nachmittag. Die Festgesellschaft in Seehof an der Festtafel. Alles, was das alte Haus an Silber und Schmuck bietet, ist zur Verschönerung der Tafelrunde hervorgeholt . . . Man muß es der Versammlung lassen: Würdevoll und feierlich sitzen sie dort beisammen, die Herrengeschlechter Nordostlands, sie, die über ein Jahrhundert die Geschicke des Landes in festen Händen gehalten.

Die beiden jungen Paare sitzen sich gegenüber in der Mitte der langen Tafel.

Max stößt mit Selma an, und Fridolin mit Birgitte. „Ewige Treue . . . ewige Treue!“ . . . So

lautet ihr Trinkspruch, und wahrlich, sie haben ihr Versprechen gehalten, wie selten ein Paar. . .

Die Geister der Ahnen umgeben ungesehen die Versammlung — alle die, derer man voll Stolz gedenkt, aber auch die, die längst im Grabe ruh'n, vergessen und versunken . . . Sie wollen alle heute anwesend sein, wo der Grund gelegt wird zu einem neuen Glück. . . . Und sie umschweben das alte Haus. Sie gleiten, lautlose Schatten, ins Zimmer und grüßen und nicken und winken mit bleichen Gesichtern den Nachkommen zu, die lebenslustig mit roten Lippen schlürfen die Becher des perlenden Weins.

Lebet, genießt, seid glücklich! . . .

Auch wir haben gelebt. Wir wissen, was Leben heißt. Leben heißt kämpfen und leiden vom Morgen bis zum Abend. Leben heißt genießen und atmen in goldener Luft. . . .

Kurz ist das Leben. Niemand kennt die Stunde, wo er Abschied nehmen muß vom Lande der Sonne, um hinzusinken ins Schattenreich. . . .

So lange euch aber der Tag bescheint — lebet, lebet, lebet! . . .

So klang es grüßend durch Flur und Saal. . .

Der von Friedeschild hielt auch heute die Festrede, aber diesmal war sie wirklich von Herzen kommend, und das Glück, das er beiden Paaren wünschte, malte er mit so ungebrochenen und zugleich einfachen Farben, daß er heute, vielleicht das erstemal, einen vollen Erfolg hatte.

Und bald darauf geschah das Unglaubliche: Der Hausherr, Claus von Löwenburg, der Zeit seines

Lebens keine Rede gehalten, erhob sich und sprach gleichfalls. Man merkte es ihm an, daß es ihm nicht leicht fiel. Der alte Herr war sogar nicht frei von einer gewissen Befangenheit, er suchte nach Worten und vergaß sogar einmal am Ende des Satzes den Anfang desselben, aber was er sprach, hatte Hand und Fuß. Er sagte unter anderem, daß ein Elternpaar, welches seine Töchter verheirate, keine Kinder verliere, sondern solche in Gestalt der Schwiegersöhne noch hinzubekomme, deshalb seien seine liebe Frau und er heute wohl die Glücklichen der Glücklichen. . .

Ja, es lag eine sonderbare Weihe über diesem Feste. . . .

Schon brannten die Wachskerzen, denn die Sonne schied sich an, über Seehof unterzugehen — da hielt Gert Eberhard seine Zeit für gekommen. Er sah noch, wie der junge Musterstett mit der schönen Eva lebhaft plauderte, er ließ noch einmal seinen Blick über Eltern und Geschwister schweifen — sie schienen ihn alle vergessen zu haben. . . . Da erfaßte ihn bitteres Weh.

War's möglich, daß die Eigenen so an ihm handeln konnten? Hatte er wirklich was Verbrechenrisches begangen?

Da fiel der Blick seiner Mutter auf ihn, so teilnahmsvoll, so unaussprechlich lieb. . . .

„Mutter!“

So entrang es sich seinem Innern. Ungehört verhallte dieser Ruf im Stimmengewirr der Tafelrunde. O du armer Sohn! Was achtest du der Fremden und Fröhlichen? Warum eilst du nicht auf die zu,

die dir das Leben gegeben? Warum wirfst du dich nicht an ihre treue Brust? Weißt du es denn, wie lange du sie noch haben wirst, die Treueste der Treuen? Weißt du, was ihr bevorsteht — bald, o nur zu bald? . . .

Er aber erhob sich und schritt langsam zur Tür hinaus.

Es lag ihm so seltsam auf der Brust, so schwer, so drückend. Wie ein Träumender ging er von Zimmer zu Zimmer.

Als ob er Abschied nehmen mußte — Abschied für immer. — — —

Im Dämmerlicht des Abends, das auf Diele und Dede, auf Bild und Waffen an der Wand seine geheimnisvollen Schatten warf und das alle Formen anders erscheinen ließ, kam er sich vor wie ein fremder, friedloser Geist, der, entrückt dem Zauberreiche seiner Kindheit, neue, nie gesehene, unbekannte Wege wandern muß — und hastig betrat er den Hof. . . .

Er sah die Wirtschaftsgebäude, sah die Ställe, die Wohnungen der Knechte und Mägde, den Brunnen mit den leise rauschenden Bäumen, die feste Mauer und den hohen Turm, von dem das stolze Banner seines Geschlechtes, kaum geschwellt vom leichten Abendhauche, müde auswehte, und ging vor's Tor.

Wohin? Das wußte er nicht; er wußte nur, daß er gehen mußte . . . weiter . . . weiter. . . .

Aber er wußte auch, daß ihm hier auf der Welt kein Rosenpfad winkte, daß sich ihm, er möchte hingehen, wo er wollte, nur Dornenpfade eröffneten. So bog er willenlos nach rechts ab, wo's zum Eskohofe

ging. Am Wege stand, etwa dreihundert Schritt vom Tor entfernt, ein dichtes Ellerngestrüpp, in dem ein kleiner Quell entsprang, aus dem er als Knabe oft mit hohler Hand getrunken. Als er hier vorbeiging, dachte er daran. . . .

Da sprangen plötzlich aus dem Gebüsch drei Gestalten hervor, er sah nicht recht, waren es Männer, waren es Weiber. Mit Blitzesschnelle wurde ihm ein sadartiges Tuch über den Kopf geworfen, nach kurzem Kampfe lag er auf der Erde, Hände und Füße wurden ihm gebunden, dann fühlte er, wie er auf einen Wagen gehoben wurde, und fort ging es in lausender Fahrt. . . .

Der Torwächter hatte nichts bemerkt und hartete vergeblich der baldigen Rückkehr des jungen Herrn. . . .

Vorderhand wurde Gert Eberhards Fehlen nicht bemerkt. Die Mutter hatte es wohl gesehen, daß er das Zimmer verließ, sich aber deswegen keine besonderen Gedanken gemacht, und die übrigen gaben sich der Fröhlichkeit immer mehr hin, wie es sich schickt an einer reichbesetzten Hochzeitstafel.

Der von Rammerfluß schien heute freie Hand zu haben, denn seine Gattin hatte nicht einen Blick für ihn übrig, sie interessierte sich nur für das Gespräch der neben ihr sitzenden von Musterstett, welche in ihrer echt frauenhaften Art ruhig und anmutig zu plaudern verstand. Sehr bei der Sache war die von Rosenwald. Es schien sich gut zu entwickeln, was sie in die Wege geleitet hatte, ihre Tochter Eva wurde immer lebhafter, und ihr Tischnachbar, der junge von Musterstett, immer zielbewußter.

Die von Friedeschild verfolgte gleichfalls die Entwicklung dieses Romanes, dessen erstes Kapitel sich eben abspielte, mit vielem Vergnügen. Als die von Rosenwald ihr sagte:

„Na, pa — passen Sie auf, da — das macht sich“, lächelte die Dame mit dem weiten Herzen und rief ihrem Manne über den Tisch zu:

„Arnold, wir erleben heute noch was!“

Aber Arnold hörte das gar nicht, er ließ sich von dem von Carlosstein in die gemeinsam verlebte Jugendzeit zurückführen. Aber der von Carlosstein war auch ein vorzüglicher Plauderer, voller Humor und echter Witze.

Die Hausfrau beobachtete sinnenden Blickes ihre beiden Töchter, die glückstrahlenden. Für sie war die Welt versunken. . . . Die Männer redeten viel, und auch der Priester schien glücklich zu sein. . . .

So flogen die Stunden dahin, und Mitternacht war nahe.

Schon wurde von einigen Gästen die Frage des Aufbruches erörtert, als der Inspektor ins Zimmer trat und meldete, daß man des jungen Herrn Kopfbedeckung nicht weit vom Tor auf der Straße gefunden hätte, während von ihm selbst eine jede Spur fehle; auch habe er sichere Nachrichten, daß die Esten sich erhoben; die drei deutschen Arbeiter seien die einzigen Knechte, welche noch geblieben, alle anderen wären verschwunden.

Diese Nachrichten wirkten auf die Tafelrunde ganz verschieden.

Einige etwas aufgeregte Damen drängten zum sofortigen Aufbruch, während die Männer sich nicht stören lassen wollten; die beiden Hausherrn machten sich Gert Eberhards wegen die größten Sorgen und sie verließen mit dem Inspektor das Zimmer, um selbst Umschau zu halten. Sehr bald kehrten sie wieder.

„Es wird Ernst!“ sagte Claus, „ein Johlen und Schreien im Walde, rebellische Bauern auf dem Wege nach Seehof, die Nachbargüter in Flammen!“

Und Udo rief mit weithin schallender Stimme:
„Zu den Waffen, Brüder!“

Wie oft ist in Altivoland dieser Ruf erschallt! Er hatte nichts besonders Schreckenerregendes an sich; man war an ihn von Jugend auf gewöhnt, und gern folgten ihm alle, die ein Schwert heben konnten.

Aber heute war es doch etwas anderes, so mitten aus Festesjubel und Tafelfreuden in den Kampf zu gehen — und dennoch dauerte die Verwirrung nur wenige Augenblicke. Die Männer kannten ihr Schwertesamt. Sie leerten hastig ihre Becher und begaben sich dann ruhig und gelassen in die Waffenkammer! Es war ein Vergnügen, die Männer bei dieser Arbeit zu sehen. Wie schnell aus ausgelassenen Trinkern ernste Männer und Ritter wurden!

Alles ohne Hast, ohne Raß.

Die Jungen wollten den Alten zuvorkommen, und die Alten den Jungen. . . . Bierzehn gewappnete Männer waren es, die nach einer halben Stunde den weiten Hofraum betraten. Ihnen schloß sich der Inspektor mit seinen treuen, deutschen Hofstnechten an.

Der Hausherr übernahm die Führung.

Die Frauen sollten unter dem Schutze der beiden jungen Ehemänner und des jungen von Musterstett im Hause verbleiben, dessen Fenster und Türen notdürftig vermaçht wurden.

Die übrigen erwarteten auf dem Hofe den Anmarsch des sich immer deutlicher bemerkbar machenden Feindes.

Der Inspektor meldete vom Turm das Herannahen zweier größerer Haufen aus Süden und aus Osten, auch brannten einige Häuser mehr.

Claus von Löwenburg macht seinen Plan: er ist sich dessen bewußt, daß ein Ueberklettern der zweimannshohen Hofsmauer von allen Seiten zugleich durch eine erdrückende Uebermacht nicht verhindert werden kann, und so beschließt er, nur den Eingang zum Herrenhause und damit dieses selbst zu verteidigen. Dadurch wären sie im Rücken geschützt und hätten auch durch die Wirtschaftsgebäude von links eine kleine Flankendeckung. . . .

Also ein Rückzug von vornherein, aber zu ändern wäre da nichts. . . .

Sie warten geduldig. Das Johlen und Schreien kommt immer näher. Zu sehen ist noch nichts. Aber dort? Richtig! Schon ersteigt der Feind von der Straßenseite aus die Mauer. Vorsichtig spähend zeigt sich hier ein Kopf und dort einer.

Ein gut gezielter Lanzenwurf des Hausherrn, dem noch einige andere folgen, läßt ihn von weiteren Versuchen abstehen.

Aber auch im Obstgarten wird's lebendig. Also droht die Gefahr von zwei Seiten. So meldet ein deutscher Knecht, der dort auf Vorposten steht.

Wer soll dort die Gefahr abwenden?

Der Inspektor mit seinen drei Getreuen wird dort wohl nicht lange standhalten, aber zu ändern ist nichts, die kleine Kraft darf nicht zersplittert werden.

Lautlos huschende Gestalten auf mondhellen Wegen, Deckung suchend hinter Obstbäumen und Gebüsch. Sprungweise rücken sie vor. Gleichzeitig beständig erneute Versuche, die Mauer zu überklettern, geht von allen Seiten.

Das Häuflein tapferer Männer muß tatenlos zusehen. Ein Hinzuspringen hierher und dorthin wäre sicherer Tod, denn auf der Mauer warten die Schützen nur darauf.

„Der Nahkampf entscheidet!“ ruft Claus. Udo drückt ihm stumm die Hand. Die Brüder sehen sich lange an. Sie haben zusammen gehalten ihr Leben lang in treuer, fester, wahrer Liebe. Sie werden's auch heute halten. . . .

Ein brennender Zunder fliegt aufs Dach des Viehstalles, das sofort Feuer fängt.

„Gute Beleuchtung!“ ruft der tobernste von Kammerfluß . . .

Nun ist's dem Feinde doch gelungen, den Hof zu betreten. Einer — zwei — fünf werden abgeschossen, immer neue erscheinen.

Der Brand des Viehstalles schreitet mit Riesenschritten vorwärts. Die Tiere brüllen in Todesangst und Qual.

Da läuft Udo, jede Deckung verschmähend, mit hochgeschwungenem Streitkolben zur Tür des Viehstalles. Mit einigen Schlägen ist sie zertrümmert. Dann treibt er die Rüge heraus. Nengstlich brüllend laufen die Tiere umher. Dadurch erschweren sie den Ueberblick. Im Obstgarten hat der Kampf begonnen.

Der Inspektor verteidigt mit drei Knechten den Eingang zum Hof. Riesig ist die Uebermacht. Aber die Deutschen kämpfen tapfer, im Dienste der Pflicht. Sie kämpfen für ihren Herrn. Sie haben nur ihr Leben, aber auch das geben sie willig hin.

Wer weiß nicht, was deutsche Vasallentreue ist?

Und sie fallen alle vier, einer nach dem anderen, lautlos, gegen zwanzigfache Uebermacht kämpfend, auf dem Felde der Ehre und Treue!

Der Letzte ist der Inspektor. Er hat in Reval eine alte Mutter und eine liebe Braut; er wollte bald Hochzeit machen . . . vorbei . . . verloren . . .

Der Weg ist frei. Auch vom Garten aus naht's.

Der von Rosenwald bemerkt es zuerst. Sein kampfstroziges Herz erbebt in bitterem Grimm.

„Sollen wir noch zuseh'n? Vorwärts!“ so ruft er.

Er wirft sich auf den andringenden Feind; fünf, sechs der Herren folgen ihm. Da geschieht das Unglaubliche. Der durch eine solche Kühnheit überraschte Feind zieht sich zurück — bis an die Gartenmauer — vierzig vor sieben . . . Mehrere Feinde decken den Boden, aber auch der von Rosenwald blutet aus offenklassender Brustwunde.

„Tut nichts! Wer gut schmiert, fährt gut!“ sagt er. Aber wieder kommt's, von allen Seiten . . .

„Es gilt!“ ruft Claus, der diesen Augenblick erwartet, ersehnt hat, „jetzt zur Arbeit, Brüder!“

Der furchtbare Nahkampf beginnt.

Auch der Erste kämpft mit großer Tapferkeit und Todesverachtung. Er weiß, wofür er bluten will. Und seine Zahl wächst . . .

Kurz ist die Frühlingsnacht, schon ist es heller Morgen geworden. Sie haben den Turm erstiegen, die stolze Fahne derer von Löwenburg heruntergeholt und in Fetzen zerrissen.

„Macht nichts“, ruft Claus, „die Ehre ist hier.“

Unter wuchtigen Kolbenschlägen kracht das Tor. Megärenhafte Weiber erscheinen, wild flattern ihre Haare, ihre Züge sind verzerrt. Die Hyänen des Schlachtfeldes nahen, schon riechen sie den Leichengeruch, sie wissen, es geht zu Ende.

Aber noch steht die kleine Phalanx. Mann neben Mann, nur so weit voneinander getrennt, als sie Raum brauchen zum Schwertschlag.

„Gott sei mir Sünder gnädig!“ So dringt's aus dieser und jener Brust. Lange Gebete brauchen Zeit; ein Seufzer tut's auch.

Alle Sünden aufs Schwert — alle Hoffnung auf Gnade! Hoch die Klängen! Jeder Tropfen Blut wird verteidigt . . . Ein Hallen und Krachen von Stahl und Knochen . . .

„Heil, Altliovland, für immer!“ der von Carlosstein ruft's und fällt. Er hatte es auch schwer. Drei Schwerter gegen eins.

Der von Rammerfluß will ihn rächen. Er wirft sich auf den Mörder, aber da trifft ihn von hinten

ein gewaltiger Sensenschlag und trennt ihm fast vollständig das Haupt vom Rumpfe.

„Gott hilf!“ ruft der Priester, der nie ins Kloster zurückwollte und gern ganz in Seehof geblieben wär — nun ist sein Wunsch erfüllt; in tapferer Gegenwehr begriffen, tötet ihn ein Streitkolben; er fällt neben den von Rammerfluß in langen Todeschlaf.

„Die Reihen lichten sich und waren von je nicht groß“, denkt der von Musterstett und flüstert seinem starkblutenden Nebenmann, dem von Rosenwald zu:

„Machen wir ein Ende?“

„Machen wir!“

Sie dringen vor und fechten wie solche, die bald Feierabend haben werden . . .

Ein riesiger Erste wirft sich ihnen entgegen; sein langes, schwarzes Haar flattert im Winde; er ist tadellos bewaffnet und von herkulischer Kraft. Wir kennen ihn. Es ist der Eskowirt. Andere folgen. Schwerter blitzen. Streitkolben sausen. Die beiden Deutschen fallen. Die Ersten stehen. Da bemerkt Claus den Eskowirt und ruft:

„Eskobauer, du Hund, wo hast du meinen Sohn?“

„Such ihn in der Hölle, Satan.“

Riese gegen Riese. Schwert gegen Schwert. Der allgemeine Kampf schweigt unwillkürlich auf Sekunden. Sie wollen alle sehen, wie die Führer fechten.

Wo der Bauer das Parieren gelernt hat! Er ist nicht nur stark, sondern auch gewandt, aber Claus ist ihm überlegen. Er weiß, daß er sterben muß, aber er will nicht allein die große Reise antreten, er braucht seinen Gesindewirt vielleicht auch dort.

Mit fürchtbarer Wucht läßt er sein Schwert, die Parade des Eskobauers durchschlagend, aufs Haupt seines Gegners niedersausen, der mit gespaltenem Schädel hinfällt wie eine Eiche, die der Blitz getroffen.

Wutgeheule — Freudenschreie . . . Aber da springt ein junger Este den Schloßherrn von Seehof an; er ist noch nicht imstande, sein Schwert zu neuem Siege zu heben, da bricht er, vom Dolchstoße des jungen Esten getroffen, lautlos über dem Eskobauer zusammen.

Das sieht Udo. Grimmer Schmerz um den Tod seines Bruders ergreift ihn. Er wirft sich auf den jungen Esten, packt ihn an der Kehle, würgt ihn mit den Händen, bis es dem dunkel vor den Augen wird und stößt ihm dann seinen Dolch tief ins Herz.

Wir kennen den jungen Esten. Salme wird es nicht mehr nötig haben, vor der Hochzeit zu bangen . . .

Furchtbar wogt der Nahkampf weiter. Udo sieht noch die allerletzten seiner Getreuen fallen und stürmt ins Haus. Er will dort sterben. Er muß seines toten Bruders Weib vor Schande und Qual behüten. Das ist er ihm schuldig — diesem Bruder.

„Liebe bis in den Tod, altes Bruderherz! Nur Geduld; ich komme.“ — — —

Im Speisezimmer stehn die jungen Ritter an der Tür, die bloßen Schwertter in der Hand, hinter ihnen die Frauen und Jungfrauen, bleich und todesmutig, gleichfalls bewaffnet.

„Du bist allein, Udo?“ fragt die edle Hausfrau.

„Allein, Frau . . .“

Wo Udo steht, bildet sich eine Blutlache; er zählt die Wunden nicht mehr; nur kämpfen — kämpfen bis ans graufige Ende . . .

Da kommt's heran — die Meute der Hölle . . .

Die junge Brut steht tapfer da, aber sie kann ihre Hände nicht verhundertsfachen. —

Eine Lanze durchbohrt Fridolin, Max sinkt zusammen mit dem jungen von Musterstett — beide mit zerbrochenen Schwerttern . . .

Udo kämpft nur noch mit der linken Hand — er führt ganz schwache Streiche . . .

Hei! Welch ein Leben an der Hochzeitstafel! Wie die Frauen zu sterben verstehn! Keine ergab sich wehrlos — kurz ist die Qual.

Auf Ursulas Leiche legt Udo die todmüde Hand — er kann sie nicht mehr heben und sinkt dem Schwerte zum Opfer — als letzter. — — —

Die Hochzeitstafel ist aufgehoben. Helle Sonnenstrahlen beleuchten ein fürchtbares Bild. Blündernde Mörder über warmen Leichen . . .

Ehrbare Mütter, Frauen im Hochzeitschmucke, Männer und Helden — alle, alle — gelagert, wie der Tod sie traf . . .

Auch die auf dem Hofe Gefallenen wirft man ins Haus. Bald geht's in Flammen auf — ein großes Grab . . . Der Sieger zieht reichbeladen seines Weges . . .

Das war die Doppelhochzeit auf Seehof in der St. Georgsnacht des Jahres 1343.

Ein plündernder Bauer ist nachgeblieben. Er wischt seine blutige Sense am Tuche der Hochzeitstafel ab und spricht gleichgültig lachend:

„Zu leben haben sie nicht verstanden, aber zu sterben wohl!“

Achtes Kapitel.

Heimatlos.

Wenig bleibt noch zu berichten übrig. Die Mordnacht in Harrien und anderen Gebieten am 23. April des Jahres 1343 hatte erschütternde Begebenheiten gezeitigt. Die meisten auf dem Lande lebenden Deutschen waren ermordet worden. Alles Bestehende wurde vernichtet, eine blühende Kultur vom Erdboden vertilgt. Was den Händen der Männer entkam, das wurde von entmenschten Weibern getötet; geschont wurde nichts, weder Herr noch Knecht, weder Weib noch Kind.

Und der Aufstand griff um sich. Auch in der Wiel wurden Tausende hingemordet, das Kloster Padis zerstört und die Mönche zu Tode gefoltert. In Wirland gleichfalls Mord und Todsschlag, und auch nach Terwen, Sakala und Ugaunien schlugen die Wellen der Revolution.

Glänzend war der Anschlag eingeleitet, treu gehütet als Geheimnis vor dem Losbruch, geschürt von fanatischem Haß, erbarmungslos durchgeführt.

Und die Deutschen? Sie hatten wieder einmal nichts getan und den Gegner unterschätzt.

Die Rebellen zogen, etwa 10 000 Mann stark, vor Reval, sie hatten sich vier „Könige“ gewählt, die sie mit bunten Lappen und Kronen bekleideten.

In dieser höchsten Not wandten sich die letzten Ordensvasallen an den Livländischen Meister um Hilfe. Schnell war Burchard von Drenslöwen zur Stelle. Am 4. Mai bereits stand sein Aufgebot in Weizenstein, wohin die „Könige“ der Esten befohlen wurden. Erfolgreiche Verhandlungen, Drohungen der Esten, und Niedermezelung der Könige mit ihrem Gefolge in der „Laube von Weizenstein“. Darauf offene Feldschlacht vor Reval, furchtbare Rache der Deutschen und völlige Niederlage der Esten, die tausende von Toten auf der Walstatt ließen.

Schwedens Hilfe hatte versagt; die Esten unterwarfen sich dem Orden, der durch den Machtspruch des deutschen Hochmeisters nun auch Herr von Reval und Estland wurde. Dänemark zog sich gegen eine Abschlagszahlung zurück. Alleiniger Herrscher im Lande war der Orden.

So waren die politischen Verhältnisse . . .

Wir aber sehen uns nach Gert Eberhard und Salme um.

Wir verließen Salme am Vorabende des Sanct Georgstages, als Linda und Anna den Eskhof betraten. Die drei Mädchen schmiedeten folgenden Plan:

Die in diesen Stunden beginnende Bewegung benutzend, die sich in einem allgemeinen Wandern zu den einzelnen Sammelstellen äußerte, fuhren sie mit dem Fuhrwerke des Eskobauern zum Ellerngestrüpp in Seehofs Nähe. Nun wurde Linda zu Kadri geschickt,

die, unter dem Vorwande der plötzlichen Erkrankung Salmes, Gert Eberhard aus Seehof locken sollte. Es war alles bereits mit Kadri abgesprochen, als Gert Eberhard, wie wir wissen, aus eigenem Antriebe aus Seehofs Thor schritt. Hier nun geschah, was wir gleichfalls schon wissen, die Ueberrumpelung Gert Eberhards, der in der Höhle am Glet die Nacht über gefesselt liegen blieb, von Anna und Linda bewacht.

Als es sich am anderen Morgen herausstellte, daß nicht nur er, sondern auch Salme allein auf der Welt geblieben, wurde seine körperliche Lage eine leichtere, aber in der Höhle mußte er noch wochenlang bleiben, bis wieder völlige Sicherheit im Lande herrschte.

Als Salme ihm die Mitteilung vom Geschehenen machte, verfiel er in den Zustand einer völligen Gleichgültigkeit, und nur der aufopfernden Pflege seiner Geliebten war es zu verdanken, daß er gerettet wurde.

Nach drei Wochen etwa brachte sie ihn ins Eskogesinde. Als er so weit war, daß er eine Reise vertragen konnte, fuhren sie nach Reval, wo sie sich ehelich zusammengeben ließen.

* * *

Auf den verkohlten Trümmern von Seehof steht ein junges Paar. Es ist hergekommen, um Abschied zu nehmen, Abschied für immer. Nichts war Gert Eberhard geblieben, nicht einmal die Gräber seiner Lieben. Es war alles restlos gemordet, vernichtet und zerstört worden. Er hatte keine Heimat mehr.

Der Brunnen allein nur rauschte noch nach alter Art unter den schattigen Bäumen auf dem Hofe seines vernichteten Heims. Die Wasser der Tiefe waren nicht

versiegt — möglich, daß sie einst einem glücklicheren Geschlechte ihr erquidendes Naß spenden würden. —

Auch am Grabe der Eskobäuerin waren sie gewesen, die eine einfache Bäuerin war und doch ein adliges Herz hatte . . .

Den Eskohof hatte Salme ihrer Freundin Anna verkauft, die morgen mit ihrem Manne hier einziehen wollte. Darum tat Eile Not. Das für den Eskohof erhaltene Geld war alles, worüber das junge Paar verfügte. — Gert Eberhard war ein Bettler geworden.

Heute schon wollten sie über Finnland nach Lübed fahren. Gert Eberhard wußte es, daß er dort eine warme Aufnahme finden würde.

Sie gingen an den Strand, wo Linda ihrer bereits harrete. Sie hatte einen schmuden „Snider“ seeklar gemacht und sprach:

„Steigt ein! Das Meer ruft!“

Ein günstiger Wind schnellte die Segel. Der Heimatstrand entfernte sich immer mehr und mehr. In bläulicher Ferne ragte Seehofs Turm.

Gert Eberhard hatte sein Lieb umschlungen:

„Wann werden Deutsche und Esten friedlich beieinander leben? Warum muß einer die Heimat verlassen, der die Heimat liebt?“

Salme hatte die Märchen und Lieder ihres Volkes mitgenommen, auf treuem Herzen tragend. Sie glaubte an eine glückliche Zukunft und lächelnd sprach sie unter den Küssen ihres Liebsten:

„Ist die Heimat nicht da, wo die Liebe ist?“ . . .

Von demselben Verfasser sind früher erschienen und im Buchhandel zu haben:

„**Heise Pattiner**“, eine Erzählung aus Blettenbergs Zeit. F. Kluge, Reval.

„**Die Brüder Boismann**“, eine Erzählung aus Revals Belagerung. F. Kluge, Reval.

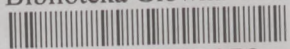
„**König Erich XIV.**“, Drama in 5 Akten. In Kommission bei J. Kummel, Riga.

„**Die Maltheser**“, Drama in 5 Akten nach Schillers Entwurf. K. Discher, Berlin.



Gedruckt in der
Buch- und Kunstdruckerei J. Wiesike
Brandenburg (Havel).

Biblioteka Główna UMK



300048315150

250

Biblioteka Główna UMK



300048315150